

# AUS: Blicke <sup>33</sup>

ZEITSCHRIFT FÜR ÖSTERREICHISCHE KULTUR UND SPRACHE

ZENTRUM FÜR ÖSTERREICHSTUDIEN

6 ■ 2011

## MOBILITÄT

B  
I  
O  
G  
R  
A  
P  
H  
I  
E  
N





## Inhalte

Editorial / Impressum..... 3

### Im Blickpunkt: Leben im Wandel: Mobilität & Biographien

Thomas Fritz: Österreich: Bewegte Leben. Menschen in Bewegung / Städte in Bewegung..... 4

Leben als Immigrantin oder Immigrant in Österreich – (k)ein Honiglecken auf der ehemaligen „Insel der Seligen“? Interviews geführt von Norbert Rass ..... 6

Dirk Lyon: Mein Leben im Wandel..... 8

Harald Pröckl: Wie man Österreicher wird..... 10

Gerhard Grabner: Kleine Auslandslektorenselenkunde ..... 11

Michaela Gigerl: Fremd in der Heimat – Zu Hause in der Fremde ..... 12

René Koglbauer: Ein Brief eines österreichischen Bären über das englische Schulsystem ..... 14

Hannes Schweiger: Transkulturelle Biographien als pädagogische Chance..... 16

Monika Stadler: „Wir aber wollen über Grenzen sprechen“. Auf den Wegen Ingeborg Bachmanns. .... 20

### Im Blickpunkt *spezial*

Hermann Knoflacher: Beitrag zum Buch „Virus Auto“ ..... 22

### Rückblicke, Ausblicke

Pia Wahlstrøm Larsen: Seminar „Sprich mit mir“ – Mehrsprachigkeit am Beispiel Österreich und Wien. 27. November – 04. Dezember 2010..... 25

Wolfgang Malik: „Drei Länder – eine Sprache“. Deutschsprachiger Schwerpunkt auf der Göteborger Buchmesse Bok & Bibliotek 2011 ..... 26

ABSCHIED von unseren Leserinnen und Lesern ..... 29

### Einblicke

Anton Hörting: Europäisches Jahr der Freiwilligentätigkeit: Darum geht's!..... 30

### Kulturbrief

Manfred Mittermayer: Bilder vom „Morbus austriacus“. Marcus J. Carneys Film „The End of the Neubacher Project“ ..... 33

*Die Zeitschrift AUSBLICKE erschien zweimal im Jahr und wurde vom Zentrum für Österreichstudien in Skövde (Schweden) herausgegeben. Alle Interessenten, Kulturinstitutionen, Schulen und Einzelpersonen erhielten die Zeitschrift kostenlos zugesandt.*



## Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

*„Also, wie gesagt: Ich habe keine Heimat und leide natürlich nicht darunter, sondern freue mich meiner Heimatlosigkeit, denn sie befreit mich von einer unnötigen Sentimentalität. Ich kenne aber freilich Landschaften, Städte und Zimmer, wo ich mich zuhause fühle, ich habe auch Kindheitserinnerungen und liebe sie, wie jeder andere. Die guten und die bösen. Ich sehe die Straßen und Plätze in den verschiedenen Städten und Sprachen, in denen ich gespielt habe, oder über die ich zur Schule ging.“*

*Ödön von Horváth (1901-1938), mit ungarisch lautendem Namen, der die kroatische Abstammung nennt, schreibt in deutscher Sprache über eine altösterreichische Kindheit, die er im ersten Weltkrieg vergisst: „Mein Leben beginnt mit der Kriegserklärung.“ Damals war er 13, sein Leben endet mit 37, kurz vor der zweiten Kriegserklärung, in Paris. Er hatte Angst, Angst vor Straßen, Autos und Liften, er ging zu Fuß. Ein Kastanienbaum, vom Blitz getroffen, erschlug ihn, der schon bekannt hatte: Adieu Europa.“*

Diese zwei Absätze leiteten die AUSBLICKE 18 ein. Und diese Sätze sind aktueller denn je. Denn wir stehen heute einem ständig wachsenden Alltagsrassismus gegenüber, sowohl einem „Racism at the Top“ (so der Titel einer Studie über den Diskurs von Parlamentsabgeordneten in 6 europäischen Ländern, herausgegeben von Ruth Wodak und Teun A. van Dijk 2000) als auch einem „Racism at the Bottom“ (man muss sich nur in den unzähligen einschlägigen Internet-Foren, den modernen Marktplätzen für Meinungsaustausch, umhören).

Angesichts dieser Situation scheint es unumgänglich das Überschreiten der eigenen Identität(en) und den Perspektivenwechsel als wesentlichen Elementen interkulturellen Lernens zu lernen und durchzuspielen. Stoff für dieses Lernen bieten zahlreiche Biographien von Emigrant/innen, Immigrant/innen und Remigrant/innen. Stoff bieten auch viele Texte von Autor/innen, die am eigenen Leib den Orts- und Sprachwechsel, oft mehrfach, erfahren haben. Solchen Stoff beispielhaft zu präsentieren, hat sich diese Nummer der

## Impressum

**Herausgeber:** Zentrum für Österreichstudien, Skövde kommun, Utbildningskontoret, SE – 541 83 Skövde, Schweden  
Tel. +46-500-49 76 81

eMail: [gerd.hollenstein@skovde.se](mailto:gerd.hollenstein@skovde.se) oder [gerd.hollenstein@gmail.com](mailto:gerd.hollenstein@gmail.com)  
Internet [www.his.se/hogskolan/organisation/institutioner/iki/osterrikecentrum/aktuelles/](http://www.his.se/hogskolan/organisation/institutioner/iki/osterrikecentrum/aktuelles/)

**Redaktion:** Gerd Hollenstein, Trude Höllerbauer

**Autor/inn/en dieser Nummer:** Thomas Fritz, Michaela Gigerl, Gerhard Grabner, Gerd Hollenstein, Trude Höllerbauer, Anton Hörting, Hermann Knoflacher, René Koglbauer, Dirk Lyon, Wolfgang Malik, Manfred Mittermayer, Harald Pröckl, Norbert Rass (Interviews), Hannes Schweiger, Monika Stadler, Pia Wahlström Larsen

Rechtschreibung und Verwendung weiblicher Sprachformen wurden von den Autor/inn/en (AutorInnen) übernommen!

AUSBLICKE zum Thema gemacht: Leben im Wandel – Mobilität und Biographien.

Angesichts der eingangs umrissenen Situation scheint es aber auch zunehmend wichtig, Kultur- und Bildungsinstitutionen zu fördern, die internationalen Austausch und interkulturelles Denken auf allen Ebenen fördern. Betrachtet man gegenwärtige Entwicklungen in Europa, scheint aber oft gerade das Gegenteil der Fall zu sein. Am Beispiel Österreich: Österreich plant, die Unterstützung außeruniversitärer Forschungseinrichtungen gegen Null zu reduzieren. Dazu gehören renommierte Einrichtungen wie das Internationale Forschungszentrum Kulturwissenschaften (<http://www.ifk.ac.at>) oder das Institut für die Wissenschaft vom Menschen (<http://www.iwm.at>) – und zahlreiche andere, die sich um eine Kultur internationaler Verständigung bemühen.

Damit sind wir leider auch beim Punkt, der uns direkt betrifft: Die Welle der Schließungen und Einschränkungen hat auch vor dem Österreichzentrum nicht Halt gemacht. Ab dem 1. Juli dieses Jahres gibt es das Zentrum aus „finanziellen Gründen“ (so die offizielle Stellungnahme) nicht mehr. Sie halten die letzte Nummer der AUSBLICKE in Händen.

Wir wünschen den Leser/innen trotz allem oder gerade darum eine interessante und abwechslungsreiche Lektüre, danken für die langjährige erfolgreiche Zusammenarbeit und wünschen Ihnen alles Gute für die Zukunft.

### Die Redaktion

#### Nachtrag zum Artikel über die Arbeit mit Facebook in den AUSBLICKEN 32

*René Koglbauer hat in der letzten Ausgabe über ein Unterrichtsprojekt mit Facebook berichtet. Dazu hier ein Zusatz: Sollten Sie ein ähnliches Projekt durchführen wollen, gibt es nun ein für den Unterricht erstelltes soziales Netzwerk auf <http://www.edmodo.com>*

*Viel Spaß und Erfolg bei der Arbeit damit!*

**Abbildungen:** Lukas Beck, Friedrich Buchmayr, Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz in Wien, daStandard.at, Deuticke / Brasch, Extrafilm GmbH, Peter von Felbert, Foto Kremser, Michaela Gigerl, Frank Helmrich, Gerd Hollenstein, Trude Höllerbauer, René Koglbauer, Nora Petritsch, Martin Purkhart, Susanne Schleyer, Monika Stadler, Verlag Jungbrunnen, Pia Wahlström Larsen, Toms Zarins

**Schlussredaktion:** Gerd Hollenstein

**Graphik/Lay-Out:** Mattias Bolander

**Druck:** Rolf, Skövde

**Unterstützt vom österreichischen Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK Wien)**

## Bewegte Leben Menschen in Bewegung / Städte in Bewegung

Thomas Fritz

Seit Beginn der Menschheit waren wir in Bewegung. Aus Afrika haben sich die Menschen über Jahrtausende auf der ganzen Welt verbreitet. Die Bewegung ist also nicht neu, neu ist die Geschwindigkeit.

**Thomas Fritz**  
arbeitet im lernraum.wien: institut für mehrsprachigkeit, integration, bildung



Jasmin Al-Kattib und Kolleg/innen mit Migrationshintergrund, die beim „Standard“ die eigens eingerichtete Website: daStandard.at betreiben



Olivera Stajić, die Chefredakteurin der Website: daStandard.at

Seit dem Ende des zweiten Weltkriegs haben ca. 50% der Bevölkerung Berlins die Stadt verlassen und 50% sind zugezogen, „noch heute ziehen zirka 120 000 Menschen dorthin, und nahezu ebenso viele ziehen fort“ (Terkessidis 2010: 17). In Wien sind bis 2008 jährlich ca. 60.000 Menschen abgewandert und 70.000 zugewandert. In Kalifornien sprechen mittlerweile 50% der Schulkinder Spanisch, die restlichen 50% sprechen 100 andere, verschiedene Sprachen (Walker 2010: 24). Kinder mit einem Migrationshintergrund machen in Wien und vielen deutschen Städten mittlerweile die Mehrheit in ihrer Altersgruppe aus (Terkessidis 2010: 17).

Wien ist wie fast alle größeren Städte dieser Welt einem massiven Wandel unterworfen. Aber wir dürfen fragen, ist es denn ein Wandel, der nie zuvor in der Geschichte der Stadt bemerkbar war? Nein, ein Wandel ist es nur, wenn wir die letzten 60 Jahre betrachten. Zu Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert lebten ungefähr 200 000 TschechInnen in Wien, sowie viele andere Menschen aus dem Gebiet der ehemaligen Monarchie. Ein Indiz dafür ist unter anderem die kulinarische Tradition in Wien, auf die die Menschen ja so stolz sind. Wir entdecken eine Unzahl an Speisen, die ebenfalls „zugewandert“ sind: das Wiener Schnitzel, früher einmal eine Costoletta a la Milanese, und wahrscheinlich aus Indien nach Italien gewandert, die vielen Mehlspeisen kamen vorwiegend aus Böhmen (mit den Köchinnen) und das Gulasch aus Ungarn (und dorthin aus der Türkei??). Ein anderes Indiz sind die Namen der BewohnerInnen der Stadt, der „alten“ und der „neuen“ – die „alten“ tragen vielfach tschechische, polnische, slowakische etc. Namen, die „neuen“ eher türkische und Namen von weiter weg.

Interessant ist es aber zu erwähnen, dass zur Zeit die zweitgrößte Zuwanderergruppe in Wien aus Deutschland kommt.

Wien wächst, so wie die meisten Städte dieser Welt, nicht so rasant wie Mexiko City oder Bangkok aber doch – und Wien wird

immer multikultureller. Doch wie sehen die Leben der Menschen in Wien aus, wie wird ihre Mobilität sichtbar? Im Folgenden werden einige mehr oder weniger repräsentative Biografien vorgestellt, die sicherlich kein Gesamtbild ergeben, aber ein paar Eindrücke vermitteln können. Seit über einem Jahr hat eine der größten Qualitätszeitungen Österreichs eine Onlineausgabe, die sich vor allem den Themen Migration, Integration, Interkulturalität und Mehrsprachigkeit widmet: daStandard.at: Die Redaktion besteht aus einem jungen Team von JournalistInnen, die alle einen Migrationshintergrund aufweisen, der aber sehr unterschiedlich sein kann. Als erstes möchte ich Jasmin vorstellen.

„Jasmin Al-Kattib lebt und arbeitet als freie Journalistin in Wien. Geboren und aufgewachsen im oberösterreichischen Salzkammergut. Familiäre Wurzeln in Tirol und im Irak. Studium der Publizistik und Kommunikationswissenschaft, Theater-, Film- und Medienwissenschaft und Klassischen Archäologie in Wien und Salamanca. Leidenschaft für abenteuerliche Reisen und Kennenlernen anderer Kulturkreise. Sympathie für nachhaltige Lebensweise, interkulturelles Denken, Sprachen, Musik.“

Ihre Biografie ist insofern interessant, als sie das Kind von Eltern mit unterschiedlicher Herkunft ist und außerdem selbst aus Oberösterreich nach Wien gewandert ist. Sie stellt damit zwei Facetten der Wanderungsbewegungen nach Wien dar, erstens als Mitglied der so genannten zweiten Generation, die es in vielen Fällen – aber leider nicht in allen – schafft, eine gute Bildung zu bekommen (dies hängt sehr oft von der sozialen und beruflichen Stellung der Eltern ab) und damit eine Karriere zu machen und zweitens als so genannte BinnenmigrantIn, die studienbedingt aus einem Bundesland nach Wien kommt, zuerst um zu studieren, dann um zu bleiben.

Olivera Stajić ist Vertreterin einer anderen Gruppe:

„Meine erste Auswanderung habe ich nicht bewusst erlebt: Im Alter von zwei Monaten ging es 1979 von Wien in die bosnische



Die Schwimmerin Mirna Jukic 2008 bei den Olympischen Spielen

Der Autor Ilija Trojanow

Provinz. Das zweite Mal war dann schon einprägsamer: Im Kriegsfrühjahr 1992 führte mich und meine Schwestern der Flüchtlingsweg zurück nach Wien."

Kind von MigrantInnen, die den Weg von Wien in die „Heimat“ angetreten sind, um später aus dieser wieder zu fliehen. Andere Wege und andere Voraussetzungen, dennoch eine Karriere als erfolgreiche Journalistin. An Oliveras Beispiel sehen wir auch, dass Migration nie als eine Einbahnstrasse gesehen werden kann, es ist nicht so, dass Menschen in ein Land zuwandern und dann bleiben, sehr oft werden Orte nur als vorübergehend „bewohnbar“ empfunden und nach einiger Zeit wieder verlassen. Leben in Bewegung sind eben immer wieder in Bewegung.

Aber viele andere Menschen in Wien sind ebenfalls mobil, viele werden nicht so prominent wahrgenommen wie die JournalistInnen, denn ihre Geschichten sind nicht so erfolgreich oder so interessant. Viele Menschen kommen nach Wien um hier zu arbeiten, in vielen Fällen sind dies Personen, die schlechte Arbeitsplätze bekommen, solche, die von ÖsterreicherInnen nicht gerne wahrgenommen werden, viele ziehen ihren Familien nach Wien nach und für viele ist Wien der Endpunkt einer schrecklichen Flucht aus Gebieten dieser Welt, in denen Krieg, Armut und Hunger herrschen. Ihre Geschichten kommen kaum in den Medien vor, nur als Kollektiv werden sie sichtbar – und dann vor allem als ein Kollektiv, das Probleme verursacht, sei es angebliche Kriminalität, schlechtes Abschneiden in der Schule oder Arbeitslosigkeit.

Vorbilder für Jugendliche aus Kontexten, in denen Migration eine große Rolle spielt, sind sehr oft SportlerInnen und Mobilität im Sport ist fast schon eine Selbstverständlichkeit. Welches berühmte Fußballteam kommt ohne „Legionäre“ aus; sehen wir

uns nur die Aufstellungen der Teams in der Champions League an.

Ein Beispiel für eine sehr erfolgreiche „Wiener“ Sportlerin, die eigentlich aus Kroatien kommt, ist die Schwimmerin Mirna Jukic. Sie hat Österreich in vielen Bewerben vertreten und einige Siege errungen – und wurde zu einer der beliebtesten SportlerInnen des Landes und ist heute Teil der Prominentengesellschaft, die immer wieder im Fernsehen portraitiert wird.

Wir sehen, dass es neben den so „erfolgreichen“ MigrantInnen auch Erfolgsgeschichten gibt. Schön wäre es, wenn es eines Tages nicht mehr darauf ankommt, wo jemand geboren wurde, sondern was sie/er kann.

So ein Beispiel finden wir unter den vielen SchriftstellerInnen, die – einmal bekannt und berühmt – gerne als WienerInnen gefeiert werden:

Ein Leben mit sehr viel Bewegung ist das des Schriftstellers Ilija Trojanow, der in Bulgarien aufgewachsen ist. 1971 floh seine Familie über Jugoslawien und Italien in die Bundesrepublik Deutschland, wo sie Politisches Asyl erhielt. Doch bereits 1972 zog die Familie nach Kenia, wo der Vater einen Job als Ingenieur hatte und der Sohn die Deutsche Schule in Nairobi besuchte, die Matura machte und bis 1984 dort lebte. Nach einem Aufenthalt in Paris studierte Ilija Trojanow in München und übersiedelte 1999 nach Mumbai (Indien). Von 2003 bis 2007 lebte er in Kapstadt (Südafrika). Derzeit lebt er in Wien, oder besser gesagt hat er in Wien eine Wohnung, in der seine Bibliothek steht, er selbst ist stets auf Reisen.

Für Trojanow sind Mobilität, Interkulturalität und das Leben als Polyglott auch ein zentrales Thema seiner Bücher und Artikel. Im Buch „Die Welt ist groß und Rettung lauert überall“ (1996) schildert er seine Flucht aus Bulgarien. Das Thema der Migration

und Flucht ist fast typisch für SchriftstellerInnen, die (zu)gewandert sind. In seinem großen Buch „Der Weltensammler“ beschreibt Trojanow einen Englischen Offizier und Globetrotter, der nicht nur lange in Indien und Nordafrika gelebt und in beiden Regionen die Sprachen gelernt hat, sondern sich auch sonst sehr für die kulturellen Gegebenheiten interessierte – nicht mit einem exotisierenden Blick und das zur Zeit des Kolonialismus. In „Kampfabgabe“ beschreibt Trojanow gemeinsam mit einem indischen Autor (Ranjit Hoskote) die gemeinsamen Wurzeln und den regen Austausch auf den Gebieten der Philosophie, der Naturwissenschaften und des Handels zwischen allen damals bekannten Weltteilen von der Antike bis ins späte Mittelalter. Die Einstellung Trojanows zu Interkulturalität und Bewegung kann aus dem folgenden Zitat aus einem Buch über Indien sehr gut entnommen werden, er beschreibt seinen Lebensweg und seine „Kulturerfahrungen“.

„Nach Indien kam ich über Kenia. Nach Kenia kam ich über Zirndorf. Nach Zirndorf kam ich über Triest. Und nach Triest kam ich über den Fluchtweg. Bei so viel Umwegerei erschien mir Indien gar nicht so fremd. [...] in Bombay erfuhr ich, dass der elefantenköpfige Gott Ganesh auf einer Maus reitet, die Mushka heißt. Die bulgarische Maus wird Mishka genannt. So waren Herkunft und Ankunft nur einen Vokal voneinander entfernt.“ (Trojanow 2006: 9)

Also sind die Unterschiede zwischen den Sprachen, den Welten und den Menschen nicht so groß, wie sie manchmal konstruiert werden – zumindest müssen wir sie nicht als so groß und unüberwindbar sehen. Denn die Zukunft vor allem der Städte ist unweigerlich multikulturell und die Leben der Menschen im 21. Jahrhundert werden zunehmend von Mobilität gekennzeichnet sein.



# Leben als Immigrantin oder Immigrant in Österreich - (k)ein Honiglecken auf der ehemaligen „Insel der Seligen“?

Norbert Rass

Als Klassenvorstand einer Maturaklasse bin ich an zwei Schülerinnen mit Migrationshintergrund mit der Bitte herangetreten, mir ein paar Fragen bezüglich ihres Lebens in Österreich als „Zugereiste“ zu beantworten. Jelena hat die Fragen an ihren Großvater, der als „Gastarbeiter“ und Wegbereiter seiner Tochter und Enkelkinder nach Österreich gekommen ist, weitergeleitet, und Hatice hat ihre Mutter interviewt. Wie zu erwarten, fielen die Antworten schon allein aufgrund ihrer Herkunft (Jelenas Opa stammt aus Kroatien, Hatices Mutter aus der Türkei), des Zeitpunktes ihrer Einreise (1967/1988) und der geschlechtsspezifischen Voraussetzungen (Mann/Frau) entsprechend unterschiedlich aus. Eine große Rolle bei der „Integration“ spielt auch die Eigeninitiative im Rahmen der Möglichkeiten, die das „fremde“ Land bietet.

**Norbert Rass**

ist Gymnasiallehrer in Wien und seit vielen Jahren als Fortbildner für das Referat „Kultur und Sprache“ im österreichischen Unterrichtsministerium tätig.

**Emine Keskin**

*Wie heißen Sie?*

Ich heiße Emine Keskin.

*Woher kommen Sie und wie lange sind Sie schon in Österreich?*

Ich komme aus der Türkei (Samsun) und bin schon seit 25 Jahren in Österreich. Können Sie ein wenig über Ihre Familie, Ihre Heimat erzählen?

1985 bin ich nach Wien gekommen und 1988 heiratete ich. In meiner Heimat leben meine Eltern und Geschwister.

*Welche Vorstellungen hatten Sie, als Sie nach Österreich kamen?*

Ich wusste schon, dass es schwierig sein wird, ohne meine Familie zurecht zu kommen, aber dadurch, dass ich arbeiten wollte, gab ich mein Bestes, um mich an das neue Land zu gewöhnen.

*Gab es einprägende Erfahrungen in den ersten Wochen, Monaten in Österreich?*

Meine Vorstellungen haben nicht mit der Realität übereingestimmt, da ich in einer kleinen Wohnung ohne Dusche leben musste. Außerdem befand sich das Klo am Gang, welches zugleich von mehreren Leuten benutzt wurde. Aber dennoch bekam ich immer wieder Motivation in Wien zu bleiben, da ich einen sehr guten Beruf fand und mich dadurch ablenken konnte. Somit hatte ich die Gelegenheit, mich an die Umstellung zu gewöhnen, was mir auch gelang.

*Gab es eine Art Kulturschock, als Sie nach Österreich kamen? Können Sie dafür ein Beispiel nennen?*

Anfangs fiel es mir sehr schwer, mit der deutschen Sprache zurecht zu kommen, aber dann besuchte ich zahlreiche Deutschkurse. Mein Wunsch war, mich mit den Menschen unterhalten zu können, und meine Bemühungen haben sich gelohnt, denn einige Zeit

später konnte ich mich teilweise mit Menschen verständigen. Meine Deutschkenntnisse verbesserten sich mit der Zeit immer mehr.

*Welche Schulen/Ausbildungen haben Sie hinter sich?*

Wie erwähnt, waren die Deutschkurse eine Art Schule für mich.

*Welche Sprachen können Sie schon?*

Deutsch, Türkisch.

*Wie unterscheidet sich Österreich von Ihrer Heimat - in Bezug auf Wohnen, Essen, Umgangsformen ...?*

Was die Umgangsformen angeht, will ich sagen, dass sich die Menschen in der Türkei und in Österreich kaum unterscheiden, da ich der Meinung bin, dass alle Menschen in einer Art und Weise gleich sind. Was das Essen betrifft, gibt es viele Unterschiede, z. B. die Nachspeise Kaiserschmarrn kannte ich nicht, genauso wie die Österreicher Baklava zuvor nicht kannten.

*War es schwierig, neue Freunde zu gewinnen? Haben Sie Tipps für eine erfolgreiche Integration?*

Es war nicht schwierig, Menschen mit türkischer Abstammung zu finden, aber ich habe auch österreichische Freunde, die ich durch meine Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gewann. Der wichtigste Tipp für eine erfolgreiche Integration ist der, sich an die Kultur anzupassen, aber dabei nicht die eigene Tradition zu vernachlässigen.

*Was sind Ihre Pläne für die Zukunft? Wollen Sie wieder in Ihre Heimat zurückkehren?*

Dadurch, dass es mir in Österreich sehr gut geht und ich mich an die Umstellung gewöhnt habe, habe ich nicht vor, in meine Heimat zurückzukehren.



## **Ilorad Golubaić**

*Wie heißen Sie?*

Ilorad Golubaić.

*Woher kommen Sie und wie lange sind Sie schon in Österreich?*

Ich komme aus Bosnien (ehemaliges Jugoslawien) und bin seit 12. März 1967 in Wien.

*Können Sie ein wenig über Ihre Familie, Ihre Heimat erzählen?*

Meine beiden Kinder wurden hier in Wien geboren und gingen hier auch zur Schule, d. h. dass wir hier gemeinsam in Österreich lebten. Über meine Heimat kann ich sagen, dass diese sehr schön ist, aber die Möglichkeiten - im Gegensatz zu Österreich - sehr wenige sind. Möglichkeiten zur weiteren Schul- und Berufsausbildung, sowie ärztliche Versorgung - dies ist in Österreich vielversprechender und fortschrittlicher.

*Welche Vorstellungen hatten Sie, als Sie nach Österreich kamen?*

Ich erhoffte mir ein gutes Gehalt und somit auch einen guten Job, den ich fix behalten konnte, weil dies auch der Grund war, warum ich mit meiner Frau nach Wien kam: eine bessere Zukunft und ein gutes Gehalt.

*Gab es einprägende Erfahrungen in den ersten Wochen, Monaten in Österreich? Gab es eine Art Kulturschock, als Sie nach Österreich kamen?*

Nicht richtig, denn ich war mehr von dem Land begeistert, als dass ich einen Kulturschock erlitt. Mir haben die Leute und deren Art sehr gefallen und ich fühlte mich - schneller als ich selber für möglich hielt - sehr gut.

*Welche Schulen/Ausbildungen haben Sie hinter sich?*

Die Volksschule absolvierte ich in Bosnien, sowie den Lehrabschluss und den Abschluss zum „Transportwesen“. Diese Ausbildung er-

möglichte mir, eine eigene LKW-Firma aufzumachen – so nach dem Vorbild von LKW-Walter. Weiters erwarb ich alle Führerscheinkategorien (A - D), inklusive Motorrad. In Österreich fing ich als Fassadenmaler zu arbeiten an. Nach ein paar Jahren wechselte ich in eine „Fleischtransportfirma“ und wechselte 8 Jahre später mit meinem Bus-Führerschein zu einem Autobusunternehmen. Wie dem auch sei - ich arbeitete fleißig und in vielen Firmen.

*Welche Sprachen können Sie schon?*

Serbokroatisch, Deutsch, ein bisschen Englisch und Italienisch.

*Wie unterscheidet sich Österreich von Ihrer Heimat - in Bezug auf Wohnen, Essen, Umgangsformen ...?*

Das Essen ist in Bosnien sowie in Österreich hervorragend, das Wohnen in Österreich definitiv besser und angenehmer, weil man - wie vorhin erwähnt - mehr Möglichkeiten hat und die Umgangsformen anders sind. Man könnte sagen „wohltuender“, weil man - wenn man nicht an einen Rassisten gerät - sehr offen und freundlich willkommen heißen und behandelt wird. Man fühlt sich als Immigrant sehr wohl.

*War es schwierig, neue Freunde zu gewinnen? Haben Sie Tipps für eine erfolgreiche Integration?*

Für mich persönlich war es überhaupt nicht schwer, neue Leute kennenzulernen und mich mit diesen anzufreunden. Um genau zu sein: Ich hatte im Endeffekt mehr österreichische Freunde und Kollegen als Serben, Kroaten, Bosnier, Türken usw.

*Was sind Ihre Pläne für die Zukunft? Wollen Sie wieder in Ihre Heimat zurückkehren?*

Da ich schon 66 Jahre alt bin, genieße ich derzeit meine wohlverdiente Pension - in Bosnien aber. Ich bin zurückgegangen, weil ich in Bosnien zwei Häuser habe und andere

diverse Besitztümer und weil ich weiters meinen Enkelkindern etwas bieten will, wenn sie in den Ferien zu mir auf Besuch kommen. Ich bereue es nicht, weil meine Tochter, meine Frau und meine Enkelkinder weiterhin in Österreich leben und ihre Träume erfüllen können. Das und die Lebenserfahrung machen mich zum glücklichsten Mann auf Erden!

# Mein Leben im Wandel

Dirk Lyon



Paris 1968



Bruce Chatwin hat in seine kurz vor seinem Tod im Jahr 1989 noch selbst zusammengestellten Auswahl von Geschichten, Porträts, Reiseberichten und „seltsamen Begegnungen“ einen Text mit dem Titel „Nomadeninvasionen“ aufgenommen. Da findet sich der Satz: „Für den Nomaden ist Bewegung Moral.“ An einer anderen Stelle des Textes meint er, „... die Hartnäckigkeit, mit der Nomaden an ihrer Lebensform festhalten, sowie ihre intelligente Wachsamkeit, spiegeln die Zufriedenheit wider, die man durch ständige Bewegung finden kann. Als Sesshafte laufen wir uns unsere Frustrationen von den Fersen.“ Diese Überlegungen des von Dirk Lyon sehr geschätzten und mit ihm im selben Jahr geborenen unentwegt Reisenden Chatwin, kommen ihm sehr entgegen. Auch er bewegt sich gerne, wechselte mit Neugier und Vorfreude oft seine Arbeitsplätze und Wohnstätten, Wohnungen und Unterkünfte und auch er geht liebend gern zu Fuß.

Mein Leben ist durch oftmaligen Arbeitsplatzwechsel und den damit verbunden Veränderungen der Lebensbedingungen sehr bunt und abwechslungsreich verlaufen. Ich war als Referent bei DaF-Seminaren im Auftrag des Ministeriums in den fünf Kontinenten der Welt in den letzten 30 Jahren oft unterwegs.

Nach dem zweiten Weltkrieg habe ich, da wir die Stadt wegen der Bombardierungen verlassen mussten, am Fuße der Karawanken in Südkärnten gelebt, wo der weite Blick durch die hohen Berge begrenzt ist.

Ich habe in Großstädten wie Istanbul, Paris oder Shanghai gelebt, wo Lebens- und Arbeitsbedingungen jeweils Umstellungen erforderten, die mir anfangs oft Angst und flau Gefühle in der Magengegend verursachten. Nach anfänglichen Unsicherheiten fand ich mich aber immer wieder ganz gut zurecht. Die Bedingungen in den großen Städten waren immer anders und erforderten jeweils neue Lebensgewohnheiten. Die fremden Sprachen waren eine Herausforderung, die ich ganz bewusst annahm und bis auf das Chinesische auch leidlich bewältigte. In China war die Welt allein durch die von mir nicht erlernte Sprache eingengt. Das Leben in China in bewachten und für Unterrichtende an den Hochschulen vorgesehenen Bezirken war trotz der Millionenstadt kleinräumig und überschaubar. Nach dem Studienjahr 1983/84 war die Rückfahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn von Shanghai – Peking – Ulan Bator – Moskau – Warschau – Wien – Graz war ein besonderes Erlebnis der Mobilität.

### Paris

Pariser Verhältnisse in den 60er- und beginnenden 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren für mich, der davor ein Jahr in Istanbul gelebt und gearbeitet hatte, aufregend und bunt und herausfordernd, da die Zeit eine neue Epoche einzuleiten schien. Welch ein „Illtum“! Frankreich war für uns politisch aufregend, kulturell überaus reich und bot uns viele Möglichkeiten aller Art. Meine damalige Frau und ich wollten damals

sogar die französische Staatsbürgerschaft annehmen. Unsere beiden Töchter verbrachten in Paris und Poitiers mit uns ihre ersten Lebensjahre in verschiedensten Lebensformen, die wir damals mit Neugier ausprobierten. Dennoch erinnere ich mich, dass ich nach einigen Jahren in der Millionenstadt mich immer wieder in Pariser Bahnhöfen herumtrieb, um abfahrenden Zügen, deren ferne Ziele an den Waggons angegeben waren, nachzusehen.

Dennoch war ein Leben in Frankreich, wo es intellektuelle Linke in Führungspositionen gab, an denen wir uns orientieren konnten, eine Lebensfreude. Es gab noch Perspektiven.

Denke ich heute hier an die hiesige (= kroatische) politische Kaste, oder die in Frankreich oder in Österreich, ziehe ich mich zu meinen Büchern zurück und lasse mein weißes Barthaar stehen.

Die Arbeitsbedingungen als Lektor im fensterlosen Grand Palais – Universität Paris IV waren sehr professoral. Dass in Österreich auch Deutsch gesprochen wird, das war dort nicht allen Kolleginnen und Kollegen zu vermitteln. Mein Wunsch nach Luft, Licht und Mobilität war manchmal so zwingend, dass ich die Stufen zur Seine, die am Gebäude direkt vorbeizieht, zum Unterrichtsraum machte. Ich hatte weitgehend Narrenfreiheit. Ich unterrichtete nur wenige Stunden in der Woche sieben Monate lang, mein Einkommen war bescheiden. Im österreichischen Kulturinstitut verdiente ich zusätzlich gute Francs. 24 Stunden lang durchgehend konnten wir in der Cinematheque Filme sehen, es gab aufregende Theaterereignisse, Brassens, Greco, Bobby Lapointe; Barenboim spielte mit Jaqueline du Pre und Pinchas Zukermann Trio. Dauernd gab es Demonstrationen gegen den Krieg in Vietnam, an denen Theodorakis teilnahm. Wir arbeiteten nicht viel, saßen in den Bistros und redeten. Die Kinder waren in den in Frankreich vorbildlichen Kinderkrippen untergebracht. Wir lebten damals so, wie ich es allen Menschen, die das wollen, auf dieser Welt wünschen würde.

### Dirk Lyon

Dirk Lyon, geboren 1940 in Wien, 2 Ehen, 3 Töchter, Lehrer an verschiedenen Schulen und Hochschulen in Österreich und rund herum im Ausland, Organisator und Referent für Seminare für DaF, Co-Übersetzer in Istrien.



## Istanbul

Noch davor war ich der österreichischen Kleinkariertheit und Enge mit Freuden entkommen, durchquerte auf dem Weg in die Türkei mit Staunen und Skepsis die beiden kommunistischen Länder Bulgarien und Rumänien. Das Jahr am Bosphorus verbrachte ich mit neugierigen Augen in einer Schule, in der ich bis zu 50 halbwüchsige junge Mädchen unterrichtete. Das war leicht für mich, ich war jung und noch rothaarig und die Mädchen mochten mich. Die Schultage waren durch die vielen mohammedanischen und katholischen Feiertage sehr reduziert, ich war viel unterwegs.

## Familiäres

Meine Freude an der Mobilität und dem Wechsel der Arbeitsplätze hat mit viel Wahrscheinlichkeit mit meiner Familiengeschichte zu tun. Mein Großvater väterlicherseits war ein in Boston geborener Sohn eines rigiden protestantischen Pastors. Mein amerikanischer Großvater verließ als 14-Jähriger die Familie über Nacht mit einem Zirkus. Er verdiente sich sein Leben als Pferdepfleger und überquerte mit dem Zirkus nach einiger Zeit Ende des 19. Jahrhunderts den Atlantik. In St. Petersburg, im zaristischen Russland, machte er sich als Pferdetrainer selbständig und wurde erfolgreicher Trabrenntrainer und Rennfahrer. Er übersiedelte nach Berlin und schließlich nach Wien. Ich erinnere mich, dass er mit uns Kindern keinen Zirkusbesuch ausließ, gerne „old man river“ sang, kaum Deutsch erlernte und Charly Rivel verehrte.

## Schweden

Die drei Semester in Schweden, die schneelos und daher nicht sehr skandinavisch waren, wie ich es mir erwartungsvoll vorgestellt hatte, fanden zu einer Zeit statt, als das schwedische politische Selbstverständnis und die Überzeugung, dass ihr Weg der richtige sei, dort selbst in Zweifel gezogen wurde. Ich hatte beruflich vollständige Freiheit an dieser im Aufbruch befindlichen Hochschule zwischen den beiden großen Seen. Dass an dieser Hochschule der Rektor Zeit für den morgendlichen Kaffee mit allen

dort Tätigen hatte, dass alle per Du waren, dass ich dort die ersten Erfahrungen mit dem Computer machen konnte, das waren nach einem Zwischenspiel in einer Grazer Schule und davor in verschiedenen Schulen, der Pädagogischen Akademie im schönen aber doch mehr als reaktionären Kärnten, sehr positiv.

## Graz

Danach folgten die letzten zehn Arbeitsjahre in Graz an der Pädagogischen Akademie mit weiterer Selbstständigkeit und vielen Freiheiten, in denen ich Seminare für Deutschlehrerinnen und Lehrer aus der ganzen Welt in Österreich organisierte. Bei diesen Veranstaltungen vermittelte ich Landeskundliches und Literatur, plante und realisierte im Auftrag des Ministeriums in den schönsten Gegenden und Orten Österreichs, beispielsweise in der Wachau oder in der steirischen Weingegend, Seminare im Bereich DaF. Die Seminarinhalte waren oft mit Wanderungen und Exkursionen verbunden, Mobilität war ein Grundzug dieser Fortbildungen. Später gab es sogar ein Seminar „Landeskunde in Bewegung“. Die meist selbst gewählten Themen entsprachen auch meinen Vorlieben, die Referentinnen und Referenten waren meine Wahl. Das waren die letzten Arbeitsjahre als beamteter und für diese Arbeit frei gestellter Lehrer mit allen Vorteilen eines in Österreich damals mit viel freier Zeit gesegneten Lehrerdaseins.

## Shanghai

2000 und 2001 wollte ich Shanghai und die Entwicklung dieses Landes 25 Jahre nach meinem ersten Aufenthalt noch einmal sehen. Meine Frau und ich unterrichteten an der East China Normal University und der Tongshi-Universität zwei Semester. Shanghai hatte den Charme und sozialen Anspruch der Zeit nach der Kulturrevolution gegen die brutale Marktwirtschaft eingetauscht. Das war auch im Verhalten und dem mangelnden Interesse vieler Studenten an Sprache und Landeskunde, die wir vermitteln wollten, abzulesen. Den Abschluss ihres Studiums wollten alle, sich dafür aber zu bemühen, das

war weitgehend in dieser kapitalistischen Welt auf der Strecke geblieben.

## Pula

Seit einigen Jahren lebe ich nun mit meiner neuen kleinen Familie mit dem Blick auf das Meer und die Weite hier in Istrien. Wenn ich aus dem Fenster schaue, sehe ich links die römische Arena, rechts am Meer ein Hotel aus der österreichisch-ungarischen Monarchie und unter uns den Sockel, auf dem James Joyce im November 1904 Kaiserin Elisabeth stehen sah. Ich arbeite immer noch gelegentlich bei Seminaren in Österreich mit, vor allem aber schreibe ich Texte unterschiedlicher Art am Computer. Meine Frau, die neben ihrer Arbeit an der Universität in Pula, als Übersetzerin tätig ist, diktiert mir. Ich mache dazu Vorschläge für Formulierungen im Deutschen und versuche Austriazismen unterzubringen.

Ich beobachte mit Freude unsere 8-jährige Tochter, die Kroatisch und Deutsch und Italienisch spricht, da sie die italienische Schule besucht. Sie ist noch mobiler als ich es war. Hier an der Südspitze Istriens, wo es den Winter kaum gibt – außer es weht die eisige und heftige Bora – bin ich schnell und möglichst oft mobil in der Natur und am Meer unterwegs.

Dieses Nachdenken über meine früheren Lebensumfelder, die unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen, lässt viele meist bunte Bilder in mir wach werden. Im Herbst des Lebens bin ich skeptischer geworden, wenn ich die Möglichkeiten für diese Generation bedenke, eine friedliche und menschenwürdige Mobilität für ihr Leben und ihre Arbeit zu finden.



### Wie man Österreicher wird

Harald Pröckl

Zwei Jahre nach seinem Studienabschluß in Deutschland folgte Harald Pröckl einem Stellenangebot nach Österreich, genauer nach Tirol, denn so klein Österreich innerhalb Europas sein mag, es teilt sich wie jedes andere Land in sehr unterschiedliche Regionen. Der Beginn seiner beruflichen Tätigkeit war der Zeitpunkt seiner Migration und so lag die Aufmerksamkeit doch zunächst sehr stark auf seinem fachlichen Tun und weniger auf dem neuen Umfeld, erklärt er. Aufgewachsen in einer Stadt mit 120.000 Einwohnern lebte er nun in einem Ort mit 6.000 Einwohnern mit Bauernhöfen und Bergen rundherum.

Alle Klischees waren erfüllt und das Urlaubsland seiner Kindheit sein neuer Lebensmittelpunkt, so Harald Pröckl.

#### Harald Pröckl

Harald Pröckl, geboren in Heidelberg, Deutschland; unterrichtet seit 1990 Akkordeon am Tiroler Landeskonservatorium in Innsbruck und an Musikschulen und arbeitet als freischaffender Musiker. Seit 2009 österreichischer Staatsbürger.

#### Langsamkeit, Unverbindlichkeit und...

Die Langsamkeit war die erste eindeutige Differenz zu Deutschland, die ich registrierte. Das lag nicht nur am Tempolimit auf den Autobahnen, das lag auch an der Sprache, an der Gemütlichkeit, mit der man in Österreich sein Leben gestaltet. Das war mir sehr angenehm, in der Hinsicht war ich schon immer Österreicher. Die vorherrschende Unverbindlichkeit, der dominierende Konjunktiv in der Sprache, mit der man zwar sehr höflich und zurückhaltend miteinander umgeht, aber auch gleichzeitig wenig konkret bleibt, kollidierte sehr bald mit meiner deutschen Gründlichkeit und Zielstrebigkeit. Das Urlaubsparadies zeigte bald auch seine Kehrseiten in Form häßlicher, monströser Hotelbauten, Transitlawinen und Touristengruppen, die einem in der Innsbrucker Altstadt im Weg stehen. Ich bewunderte den unbefangenen Umgang mit der kulturellen Tradition und Folklore und vermißte schmerzlich die Präsenz zeitgenössischer Kulturformen. In der Europäischen Gemeinschaft aufgewachsen, nervte mich der österreichische Zoll. Ich schätzte die hohe Qualität der Lebensmittel und suchte vergeblich in den Geschäften nach einer Vanilleschote.

#### Zu Besuch in Deutschland

Und dann kehrt man zu Besuch nach Deutschland zurück und bemerkt, daß man Anwalt Österreichs geworden ist, man verteidigt Errungenschaften und relativiert Schwächen, muß sich für den Dialekt rechtfertigen, den man zum Teil angenommen hat und erklärt das kleine Land im großen Europa. Man hat was zu erzählen. Bald hatte ich begonnen, über meine Rolle in Tirol zu reflektieren: wie ich mich mit meinem Vorsprung an spezifischem Wissen, mit dem jeder Migrant nach Österreich einreist, im richtigen Maß in das bestehende Gefüge einfügen könnte. Man läuft auch umgekehrt Gefahr, sich zum Parade-Tiroler zu entwickeln. Ein Beispiel aus der Umgangssprache: Meine deutschen Begrüßungs- und Verabschiedungsworte „Hallo“ und Tschüß“ hatte ich sehr schnell durch „Griäß-di“ und „Pfiat-di“ ersetzt, um keine befremdeten Blicke

zu ernten. Unter dem starken Einfluß des deutschen Fernsehens hat sich diese Situation seit einiger Zeit genau ins Gegenteil verkehrt. Jetzt fühle ich mich schon fast als Traditionalist, Lederhosen habe ich allerdings noch keine angezogen.

#### Der Weg zum Österreicher

Und so beginnt man Österreicher zu werden: man leidet mit der Fußball-Nationalmannschaft, erinnert sich an Cordoba (Fußball-WM 1978: Österreich schlägt Deutschland) und freut sich mit Helden des Wintersports, man präsentiert als Musiker österreichische Kultur im Ausland und schafft Zeitgenössisches im Inland, man liest österreichische Zeitungen und redet mit, man kocht österreichische Gerichte, besteigt Berge, interessiert sich für den Opernball, liest österreichische Literatur und redet im Konjunktiv. Als politisch interessierter Mensch wollte ich auf allen Ebenen das Wahlrecht. Auf meinen vielen Reisen störte mich die Differenz zwischen Staatsbürgerschaft und Wohnort, ich wollte das nicht erklären. So lag es nahe, die österreichische Staatsbürgerschaft anzunehmen.

Mein Entschluß hat gemütlche 18 Jahre gebraucht, die Durchführung ein überdurchschnittliches Monatsgehalt gekostet. Das Bestehen eines Wissenstestes über österreichische und tirolerische Geschichte, Kultur und Gesetze war nach so langer Zeit keine ernsthafte Hürde mehr, den Sprachtest hatte man mir erlassen. Der Erklärungsbedarf gegenüber österreichischen Freunden und Kollegen hat mich dann aber doch verwundert: Wieso bleibe ich nicht Deutscher? Innerhalb der EU besteht doch keine Notwendigkeit? Findest du Österreich wirklich so toll? Nein, mir gefällt nicht alles in Österreich, aber das würde auf jedes Land der Welt zutreffen, und sollte es mich eines Tages in ein anderes Land weitertragen, dann, liebes Österreich, werde ich dich verlassen und mich auf ein neues Umfeld einlassen. Darum verwende ich auch nicht den Begriff Heimat.



Geburtsort: Bregenz am Bodensee



Lebensstation: Österreichische Schule in Budapest

## Kleine Auslandslektorenseelenkunde

Gerhard Grabner

Wer versucht, den ursprünglichen Anstoß dafür zu finden, warum er eines längst vergangenen Tages, vielleicht vor fünf oder zehn oder gar mehr Jahren, seine Koffer gepackt und die bisherige Routine verlassen hat, stellt sich keine leichte Aufgabe.

Auch wenn es den Anschein hat, dass der Impuls die Alltagsroutinen zu verlassen, dem man einmal so schnell und fast ohne Nachdenken folgte, ganz aktuellen Überlegungen entsprang, ahnen wir doch, dass sein Ursprung in tieferen und dunkleren Schichten liegt, über die wir uns in der alltäglichen Geschäftigkeit nur selten den Kopf zerbrechen.

War der Ausgangspunkt also die Erfahrung kleinbürgerlicher Beengtheit in einer wohl doch nicht ganz so idyllischen Provinzhauptstadt (Bregenz), oder war es das Glück, im Alter von elf Jahren an einem internationalen Kinderlager teilnehmen zu dürfen und in der einmonatigen Abwesenheit von zuhause Momente eines rauschhaften Zusammenlebens mit Menschen aus anderen Nationen zu erleben, sodass nach kurzer Zeit schon kein Gedanke mehr an Geschwister, Freunde, Heimatort oder Familie verschwendet wurde? Denn dieses neue Erleben schloss ja gleichzeitig mit ein, dass man ein ganz anderer war oder sein konnte als der, der man bisher zu sein glaubte.

Oder aber wurde der Keim, der so viele Jahre später plötzlich austrieb, durch eine lange vergangene Begegnung mit einem leidenschaftlichen Menschen oder einem beeindruckenden Buch in einer besonders sensiblen Phase der Entwicklung gelegt, die ein Streben in Gang setzte, von dem der Verursacher vielleicht oder ziemlich sicher nie erfahren hat?

Vielleicht war es aber auch die große Jugendliebe, die ihm eines Tages plötzlich nach Italien abhanden kam, weil sie - wie sie später einmal sagen würde - sich nicht wie ihre Freundin schon vorzeitig in feste Strukturen fügen mochte, und die damit ein brennendes Fernweh ausgelöst hatte.

Schwer zu sagen also, ob der ursprüngliche Impuls zum Aufbruch aus einer Mangelsituation, einem Defizit an Lebensenergie oder einem Überschuss an erlebter Erfahrung resultiert, ob es so etwas wie einen initialen Auslöser gibt oder ob sich mehrere erst zu einem Bündel vereinen müssen.

Wenn dann eines Tages die Entscheidung getroffen wird, so ist sie doch eigentlich

schon längst gefallen und wird also nur noch umgesetzt - schnell und mit solcher Entschlossenheit, dass sich der Betroffene selbst darüber wundert.

Und ein zweites Phänomen ist hier zu besprechen, das in seinem Auftreten oft rein bildhaft ist: Vorstellungen von einem anderen Leben, von neuen und ganz anderen Lebensumständen an einem anderen Ort, den man gar nicht einmal zu kennen braucht, aber dessen Straßen und Plätze man dennoch schon kennt, denn oft genügen die Nennung des Namens der fremden Stadt oder ein Bild vom Campus der Universität oder ein paar Zeilen von der Hand eines neuen Kollegen, um solche Bilder entstehen zu lassen und dazu Gefühle von großer Intensität, realer und plastischer als bloße Sehnsucht. Bilder, die Zeugnis geben vom Eigenleben der Phantasie, die uns inspiriert und vielleicht aus noch viel elementareren Quellen gespeist wird als unsere bewussten Entscheidungen.

Auch wenn später die realen Lebensumstände am fremden Ort so völlig andere sein werden, wenn sie die Ursprünglichkeit ihrer Vorbilder nie einholen können, ja so weit von ihnen entfernt sind, dass wir uns ihrer nicht einmal bedauernd erinnern: Sie waren es, die uns damals in Bewegung gesetzt haben und denen wir verpflichtet sind.

Wir tauschen sie ein gegen die realen und unvollkommenen Bilder aus dem wirklichen Leben und gegen Begegnungen mit neuen Menschen und unbekanntem Vorstellungen, gegen ein Leben immerhin, das uns an die Ränder und über unsere eigenen Grenzen führt und uns reicher und weiter macht.

### Gerhard Grabner

Gerhard Grabner, geboren in Bregenz, lebt und arbeitet derzeit als Deutschlehrer am Lycée Français in Wien, mehrjährige Lektoren- und Deutschlehrertätigkeit in Wales, England und Ungarn

# Fremd in der Heimat – Zu Hause in der Fremde

Michaela Gigerl

Sie ist von Österreich nach England gezogen, von dort wieder nach Österreich remigriert, wieder nach England emigriert, und sie lebt heute erneut in Österreich. Dieses Hin- und Herziehen zwischen zwei „Heimaten“, aus beruflichen und privaten Gründen, und die gemachten interkulturellen Erfahrungen, beschreibt Michaela Gigerl in diesem Bericht.

Heimatsdorf Preding bei Weiz im oststeirischen Hügelland: Mais-, Getreide- und Kürbisfelder, Apfelplantagen



**Michaela Gigerl**

arbeitet derzeit hauptberuflich als DaF- und Englischlehrerin an der Japanischen Schule in Wien. Daneben leitet sie im Auftrag des Unterrichtsministeriums/Referat „Kultur und Sprache“ von Zeit zu Zeit Fortbildungsveranstaltungen zu verschiedenen landeskundlichen Themen.



Karl-Franzens-Universität Graz

Nichts ist uns besser vertraut als unser Heimatland, so möchte man meinen. Aber wer kennt nicht Situationen, in denen wir uns im eigenen Land nicht so ganz zu Hause fühlen. Lange Zeit bin ich mir zum Beispiel in Wien mehr wie eine Touristin vorgekommen, weil ich auf dem Land aufgewachsen bin und immer nur kurz in der Bundeshauptstadt zu Besuch war. Heute lebe ich in Wien und fühle mich hier sehr wohl, aber verschiedene Bereiche – wie die Welt der Theater, der Konzertsäle und Opernhäuser – sind mir weniger vertraut als so manchen ausländischen TouristInnen. Andererseits fühle ich mich auch in dem Dorf in der Oststeiermark, wo meine Eltern heute immer noch leben, nicht mehr wirklich zugehörig. Ein Grund dafür ist sicherlich die Tatsache, dass ich als Erste meiner Familie ein Gymnasium besuchte und ein Universitätsstudium in der steirischen Landeshauptstadt Graz absolviert habe.

Möglich war das durch die weitgehenden Reformen der 70er Jahre in Österreich, als viele finanzielle Hürden (wie Studiengebühren, Kosten für Schulbücher und Schulbus etc.) beseitigt wurden, die es davor „Arbeiterkindern“ wie mir beinahe unmöglich gemacht hatten, über die neunjährige Schulpflicht hinaus weitere Bildungswege einzuschlagen. Auch heute noch ist es für Kinder aus so genannten „bildungsfernen“ Schichten in Österreich nicht so selbstverständlich, eine höhere Schulbildung anzustreben, wie wir aus vielen Studien wissen. Ich war in der glücklichen Lage, dass meine Eltern sehr daran interessiert waren, mir durch Bildung größere Chancen auf den Lebensweg mitzugeben, als sie selbst gehabt hatten.

In der Schule und während des Studiums war mir meine Außenseiterposition als „Arbeiterkind“ und „Lande“ zum Teil schon sehr schmerzlich bewusst. Ich gehörte in der „bürgerlichen“ bzw. „akademischen“ Welt nicht richtig dazu. Mir fehlte oft das Selbstbewusstsein, das andere so mühelos zu besitzen schienen. Gleichzeitig hatte ich mich aber auch mehr und mehr von der Lebenswelt und den Vorstellungen meiner Familie entfernt. Als ich dann beim Verfassen

meiner Diplomarbeit am Ende des Studiums große Schwierigkeiten hatte, entschied ich mich zu einer „Flucht nach vorne“ und beschloss eine Zeitlang ins Ausland zu gehen und ein neues Leben als German assistant teacher in einer britischen Schule auszuprobieren.

### Von Österreich nach Großbritannien und zurück

Aus der Notlösung wurde eine äußerst positive und sehr prägende Erfahrung und mit gestärktem Selbstvertrauen ging es dann zurück nach Österreich und an die Uni, um das Studium abzuschließen. Als ich dann nach dem einjährigen Unterrichtspraktikum in der österreichischen Schule mit meinen Fächern Deutsch und Geschichte keinen festen Job finden konnte, weil es zu viele LehrerInnen gab, fiel mir die Entscheidung leicht: Ich bewarb mich für eine Stelle als Österreichlektorin in meiner „zweiten Heimat“ Großbritannien und arbeitete in der Folge sechs Jahre lang am Deutschinstitut der Universität von Bristol und danach auch noch eine Zeitlang an der University of Nottingham.

Die Bedingungen, unter denen ich nach Großbritannien ging, waren äußerst günstig, denn schon als ich im Jahr 1995 zum ersten Mal dorthin übersiedelte, war Österreich gerade der EU beigetreten, und es gab damit für mich als Österreicherin überhaupt keine finanziellen, rechtlichen oder bürokratischen Hürden beim Umzug zu überwinden, weder bei der Job- und Wohnungssuche, noch beim Eröffnen eines Bankkontos oder dem Ansuchen um Sozialversicherung in Großbritannien. Hilfreich waren natürlich auch meine ganz guten Vorkenntnisse der englischen Sprache aus der Schule und Vorwissen über das Leben in Großbritannien vor allem aus Büchern, Filmen und einigen vorangegangenen Urlaubsreisen auf die Insel.

Beide Male bedeutete der Ortswechsel für mich die Möglichkeit der Befreiung und des Ausbruchs aus persönlich schwierigen Situationen. Beide Male bot sich mir die Möglichkeit mich selbst quasi ein Stück weit neu zu erfinden, mir neue soziale Netze aufzubauen beziehungsweise ganz neue



Universität von Bristol / GB, Fremdspracheninstitute



Theatergruppe des German Department der Universität Bristol (2005)



Die Japanische Schule in Wien



Wien, Innenstadt mit Stephansdom

Seiten an mir selbst zu entdecken: Durch die Mitarbeit an der jährlichen Produktion von deutschsprachigen Theaterstücken am German Department der Uni Bristol offenbarte sich beispielsweise mein Talent fürs Amateurtheater und dies führte mich dann auch beruflich weiter in Richtung Dramapädagogik. Darüber hinaus lernte ich natürlich sehr viel über Großbritannien und insbesondere das britische Bildungssystem, was wiederum zu einem größeren Bewusstsein der Eigenheiten meines Heimatlandes führte.

### Der ganz normale andere Alltag

Ein ganz besonderer Reiz des Lebens im Ausland liegt meiner Meinung nach darin, dass selbst die alltäglichsten Dinge wie Einkaufen oder Busfahren zu einer Art Abenteuer werden können. Was uns zu Hause nur allzu bekannt ist, kann in der Fremde zur wahren Entdeckungsreise werden, auch in einem Land wie Großbritannien, das sich ja bei weitem nicht so sehr von Österreich unterscheidet wie viele andere Länder. Ich wunderte mich allerdings bald nicht mehr über die Passagiere, die sich beim Aussteigen beim Lenker bedanken, sondern machte es selbst auch bald so. Ich lernte auch schnell, dem herankommenden Bus ein Handzeichen zu geben, damit der Fahrer oder die Fahrerin sah, dass ich einsteigen wollte. Nur allzu schnell gewöhnte ich mich auch an die im Vergleich zu Österreich extrem langen Öffnungszeiten von Banken (sogar samstags!) und Supermärkten (auch sonntags und zum Teil bis 24 Stunden pro Tag) und an den späteren Beginn des Schultages bzw. der ersten Vorlesung auf der Uni (um neun Uhr)! Viel schwieriger war es danach, sich in Österreich wieder an den früheren Start in den Tag rückzugewöhnen.

In meiner Zeit als Hilfslehrerin lernte ich den Alltag an einer staatlichen Gesamtschule kennen, in der die Lehrpersonen, nicht die SchülerInnen ihre eigenen Klassenzimmer haben, in der die Kinder (in Schuluniform!) sich zu Beginn der Stunden am Gang in einer Reihe aufstellen mussten, bevor sie das Klassenzimmer betreten durften. Da Schule in Großbritannien Ganztagschule bedeutet,

gab es eine Schulküche und einen Speisesaal, und obwohl all das in Österreich nicht üblich war, war das für mich ganz normal. Weniger einfach fand ich es zu akzeptieren, dass in „meiner“ Schule LehrerInnen Deutsch unterrichteten, die nicht einmal Deutsch studiert hatten, oder dass die SchülerInnen keine eigenen Deutschlehrbücher besaßen, die sie zum Lernen mit nach Hause nehmen konnten. Ich lernte, dass das Prüfungssystem völlig anders war, dass Fremdsprachen insgesamt in der Oberstufe kein Pflichtfach waren, dass es Fächer wie Medienkunde und Drama gab, aus denen man auch seine Abschlussprüfung (A-levels) machen konnte.

Es gäbe noch viel mehr Beispiele zu nennen, an denen mir bewusst wurde, wie unterschiedlich Institutionen wie Schulen und Universitäten in verschiedenen Ländern organisiert sein können. Aber diese Unterschiede bewirkten in mir kein Gefühl der Fremdheit oder Nichtzugehörigkeit, sondern erlaubten mir vielmehr, mein Herkunftsland mit größerem Abstand und tieferer Einsicht zu betrachten. Und ich machte die Erfahrung, dass für mich Heimat dort ist, wo sich Freundschaften entwickeln, wo ich mit KollegInnen und auch meinen Studierenden gemeinsam an Projekten arbeite. In diesem Sinne bedeutete für mich besonders die Stadt Bristol, in der ich sechs Jahre lang lebte und arbeitete, ein Stück selbst gewählte Heimat, und es fiel mir daher nicht leicht, diese „zweite“ Heimat zu verlassen und wieder nach Österreich zurückzukehren, weil es aus privaten und beruflichen Gründen notwendig wurde.

### Fremd in Wien

Allerdings wollte ich nicht einfach in die Steiermark und zu meinem Leben vor Großbritannien zurückkehren, sondern nutzte die Gelegenheit, einen anderen Teil Österreichs genauer kennen lernen zu können. Nach drei Jahren fühle ich mich allerdings immer noch als Zugewanderte in Wien, und ich bin nicht sicher, ob ich mich hier fix niederlassen werde, denn mir gefällt es zu sehr, auf der Wanderschaft zu sein, an verschiedenen Orten zu leben und zu arbeiten, neue Menschen, Lebens- und Denkweisen kennen zu lernen. Dass es möglich wäre, eine

mir wirklich fremde Welt mitten in Wien zu erleben, hätte ich bis vor drei Jahren kaum geglaubt. Wie der Zufall es aber wollte, landete ich bei meiner Jobsuche in der Japanischen Schule in Wien, ohne irgendwelche Vorkenntnisse der japanischen Sprache, Bräuche oder Mentalität. Mein Weg in die Schule ist in der Tat jedes Mal eine Reise zu einer kleinen japanischen Insel inmitten Österreichs, wo japanische LehrerInnen sechs- bis 15-jährige SchülerInnen nach japanischem Lehrplan unterrichten. Diese Schule unterscheidet sich aber auch in vielerlei Hinsicht von den japanischen Schulen in Japan, da dort zum Beispiel eine Zahl von 40 SchülerInnen pro Klasse durchaus üblich ist, und dadurch nach wie sehr viel frontal unterrichtet wird. Hier in der Japanischen Schule in Wien erlauben die kleinen Klassen (durchschnittlich ca. acht SchülerInnen pro Klasse) eine ganz andere Art von Unterricht. Ähnlich wie in Japan verbringen die Lehrpersonen jedoch viel mehr Zeit in der Schule und mit den Kindern, die Klassenvorstände beginnen jeden Tag gemeinsam mit ihrer Klasse und nehmen auch zusammen mit ihnen das Mittagessen ein.

Für mich bedeutet die Arbeit als Deutsch- und Englischlehrerin an der Japanischen Schule einen enormen interkulturellen Lernprozess und Einblick in eine völlig anders strukturierte Sprache als die mir bisher bekannten. Durch meine Tätigkeit dort lerne ich jedoch andererseits sehr viel über die Besonderheiten des Deutschen, insbesondere über die Schwierigkeiten, die JapanerInnen beim Erlernen dieser Sprache haben. Da ich als einzige Österreicherin in der Schule quasi als „die“ Expertin für alles Österreichische angesehen und immer wieder über Aspekte befragt werde, die mir gar nicht so vertraut sind (vom Fremdenrecht über klassische Musik und die besten Schipisten bis zu Biogasanlagen usw.), lerne ich in der Japanischen Schule auch sehr viel über mein „fremdes“ Heimatland.



## Brief eines österreichischen Bären über das englische Schulsystem

René Koglbauer

### Liebe Leserin, lieber Leser,

Sie kennen mich ja schon aus früheren Ausgaben, ich bin Bertie der Bär. Heute geht es um das Schulsystem und zwar das englische. Ich habe ja als kleiner Bär das österreichische Schulsystem als Schüler und später als Student kennengelernt. Erst im Laufe des Studiums habe ich mich ausführlicher mit dem englischen System – anfangs nur theoretisch – beschäftigt. Mit dem September 1999 lernte ich dann das Schulsystem auf der Insel kennen, insbesondere das englische, denn das walisische und vor allem das schottische sind unterschiedlich ausgerichtet und organisiert. Seit diesem Jahr verfolge ich genauestens die Entwicklungen in beiden Systemen. Der Schwerpunkt meines heutigen Briefs liegt auf dem englischen Schulsystem. Von Zeit zu Zeit werde ich Ihnen ein paar Aufgaben stellen, die Sie vor dem Weiterlesen lösen können.

Privatschulen, staatliche Schulen, Gesamtschulen, Schuluniformen, hierarchisches System, sogenannte „Controlled Assessments“, GCSE-Prüfungen, Zentralmatura, Studiengebühren, Nachsitzen – das sind nur einige Stichwörter, die mit dem englischen Schulsystem eng verbunden sind; einige von diesen werden in meinem Brief eine Rolle spielen.

**Aufgabe 1:** Welche Ausdrücke fallen Ihnen zu Ihrem Schulsystem ein? Mit welchen 10 Wörtern würden Sie Ihr System beschreiben?

Einiges, wenn man das erste Mal nach England kommt, ist total ungewohnt, um nicht zu sagen verwirrend. Es handelt sich hier um keine genaue Beschreibung des Schulsystems – das wäre ohnehin auf dieser Doppelseite nicht möglich – sondern um eine Kurzreflexion aus meiner Sicht. Hinzu kommt auch, dass so wie in vielen Ländern Europas auch in England große Veränderungen im Schulsystem anstehen.

**Aufgabe 2:** Welche Veränderungen stehen denn in Ihrem Land an?

Nicht nur die Schüler müssen in den meisten Schulen Uniformen tragen, sondern auch die Lehrer und Lehrerinnen. Sportlehrer scheinen es hier am einfachsten zu haben, denn die tragen zumeist die Sportuniform mit der Aufschrift „Frau X“ oder „Herr Y“ am Rücken. Aber die anderen Lehrer, vor allem die männlichen Kollegen, müssen sich doch herausputzen: Sie tragen in fast allen Schulen Krawatten. Ach ja, da gibt es noch eine Gruppe von Lehrern, die keine strenge Uni-

form tragen, nämlich die Werk-, Kunst- und „Drama“-Lehrer. Ja, Drama- oder Theaterlehrer. Das war für mich als Österreicher zuerst ganz komisch. An meiner Schule hat es das Fach „darstellendes“ Spiel gegeben, aber das wurde von unserem Deutschlehrer am Nachmittag durchgeführt und war nur ein Freifach. Das Fach Theater ist in England für Unterstufenschüler verpflichtend. Das habe ich total toll gefunden, denn dadurch lernen sie mehr Selbstbewusstsein und bekommen Übung für spätere Präsentationen.

**Aufgabe 3:** Wenn Sie Schuldirektor wären, welche Fächer gäbe es in Ihrer Schule? Warum?

In meiner Schule wäre Theater auf jeden Fall ein Pflichtfach, ja und dann würde ich noch im Informatikunterricht das 10-Finger-System als verpflichtend einführen. Warum? Naja, in englischen Schulen ist die Verwendung von neuen Technologien ein Unterrichtsprinzip; Schüler sollen in allen Unterrichtsgegenständen die Möglichkeit haben, durch Computerunterstützung zu lernen. Daher gibt es auch in vielen Schulen Beamer sowie Interaktive Whiteboards in fast allen Klassen. In einigen Schulen gibt es sogar Computer für Schüler in den Klassenzimmern, die sie bei der Lösung ihrer Aufgaben verwenden dürfen. Daher wäre es sinnvoll, wenn sie auch schnell tippen könnten und nicht nur mit einem oder zwei Fingern. Ich weiß, das ist wunschvolles Denken, aber würde Ihnen so viel Zeit in Zukunft ersparen. Ich werde mich darüber nicht länger auslassen, sondern zum nächsten Aspekt kommen; davor bitte ich Sie jedoch nochmals kurz zu überlegen:

**Aufgabe 4:** Kennen Sie verschiedene Schulsysteme? Wenn ja, wie unterscheidet sich der Schulalltag in diesen Schulen?

Womit ich schon beim Schulalltag angelangt wäre. Ja, das war schon eine große Veränderung für mich. Ich war gewohnt um 7 Uhr 45 in der ersten Stunde zu sitzen und dann so gegen ein Uhr wieder mit dem Rad nach Hause zu fahren. Doch in England kann ich etwas länger frühstücken, da die erste Stunde erst um 8 Uhr 45 beginnt. Viele Schüler machen noch schnell während des Frühstücks ihre Hausaufgaben oder lernen ihre Vokabeln in der letzten Minute. Ich mache das nicht; ich schlafe lieber ein bisschen länger. Allerdings kann ich auch nicht zu lange schlafen, da ich ja schon um halb neun in der Schule sein muss, denn jeden Tag in der Früh gibt es eine „Klassenvorstandsstunde“. Ich weiß, es handelt sich nicht um

### René Koglbauer

Mag. René Koglbauer, MBA ist derzeit Lektor für Fachdidaktik und Studienprogrammleiter für MEd Kurse für Pädagogik an der Universität Newcastle, UK. Er ist weiters England-Vertreter im Internationalen DeutschlehrerInnen-Verband. [rene.koglbauer@ncl.ac.uk](mailto:rene.koglbauer@ncl.ac.uk)



eine Stunde, aber ich bezeichne sie mal so. Diese Zeit verbringt die Klasse mit dem Klassenvorstand oder wie man in manchen deutschen Bundesstaaten sagt „Klassenleiter“ und sie besprechen Probleme, organisieren karitative Aktionen, beschäftigen sich mit Aspekten des „sozialen Lernens“. In größeren Schulen gibt es wöchentlich, also einmal in der Woche, eine „Assembly“. Das ist eine Versammlung des ganzen Jahrgangs, wo der Direktor oder die Jahrgangsführung Informationen oder einen „Gedanken zum Tag“ weitergibt. Eigentlich sollte dieser „Gedanke zum Tag“ religiös sein, aber das passiert nicht in allen Schulen. In einigen Schulen finden solche Versammlungen für die ganze Schule statt, aber die meisten Schulaulen sind viel zu klein dafür. Übrigens es gibt eine Schule im Norden von England, in der Nähe von Newcastle, wo der Direktor gerade einen Schulversuch laufen hat: der Unterricht beginnt dort erst um 10.30 Uhr, um auf das Schlafbedürfnis von Teenagern Rücksicht zu nehmen. Alle warten mit Spannung, ob sich auch die Leistungen der Schüler in dieser Schule bald deutlich verbessern.

**Aufgabe 5:** Denken Sie an Ihre Schule: wie viele Schüler gibt es?

Immer mehr englische Schulen haben Schülerzahlen die weit über 1500 liegen. Das bedeutet, dass es manchmal schon sehr unpersönlich werden kann. Manche Schüler finden das ganz gut, denn wenn sie etwas anstellen oder in der Pause raufen und von einem Lehrer erwischt werden, der sie nicht unterrichtet, ist es für den sehr schwierig herauszufinden, mit wem er es zu tun hatte. Ja, in den meisten Lehrerzimmern gibt es Fotos von allen Schülern, aber oft haben Lehrer nicht die Zeit und dann sind manche Fotos schon veraltet. Je größer die Schule, desto mehr Bosse gibt es. Da gibt es den Direktor und der hat dann ein oder zwei stellvertretende Direktoren sowie einige Assistenzdirektoren. Jede Abteilung hat einen eigenen Abteilungsleiter und dann gibt es auch noch Jahrgangsvorstände und die haben zumeist auch Stellvertreter; letztere sind nicht immer Lehrer. Also wie Sie sehen, ist das eine ziemlich hierarchische Struktur. Das Gute dabei ist, wenn man so eine Position inne hat, dass man dafür zumeist ein paar zusätzliche Freistunden und eine Leiterzulage, also mehr Geld, bekommt. Aber diese gewonnene Zeit verliert man mit zusätzlichen Aufsichten und beim Nachsitzen. Nein, die Lehrer müssen nicht nachsitzen, aber einige Schüler und

die Gründe dafür sind unterschiedlichster Natur: Wenn man zu spät zur Schule kommt, raucht, raucht oder sonst eine Regel bricht, dann heißt es ab zum Nachsitzen. Ich kann Ihnen sagen, das ist so langweilig! Aber noch besser als für ein paar Tage vom Unterricht suspendiert zu werden; das passiert relativ häufig und hat mich sehr gewundert, denn das hat es bei mir in der Schule in Österreich nicht gegeben. Wenn man einen Lehrer beschimpft oder gegenüber Mitschülern gewalttätig ist, dann bedeutet das in den meisten Fällen einen Schulausschluss, also eine Suspendierung für ein paar Tage. Eltern und Schüler müssen dann zu einem „Wiedereinstellungsgespräch“ in die Direktion kommen. Ganz schön zeitaufwendig, nicht wahr?

**Aufgabe 6:** Welche Disziplinarmaßnahmen kennen Sie aus Ihrer Schulzeit? Welche haben Sie als erfolgreich und sinnvoll empfunden? Warum?

Ich muss Ihnen noch etwas erzählen, das mich am Anfang richtig nervös gemacht hat: die Anzahl an Prüfungen. Es scheint ab der 10. Klasse, am besten vergleichbar vielleicht mit einer 4. oder 5. Klasse in der österreichischen Sekundarstufe, nichts anderes als Tests und Prüfungen zu geben. Es gibt eine ganz starke Testkultur, die sich im Unterrichtsalltag immer wieder widerspiegelt. Da in den meisten Fällen die staatlich verpflichtenden Prüfungen von externen Prüfern korrigiert werden – oder in manchen Fächern schon vom Computer – hat sich das Lehrer-Schüler-Verhältnis in vielen Klassen zu einem partnerschaftlichen entwickelt; der Unterricht kann aber ganz schön „langweilig“ erscheinen, denn das Bearbeiten von früheren Testaufgaben scheint in vielen Klassen an der Tagesordnung zu sein. Pädagogen kritisieren die derzeitige Situation, denn viele Schüler lernen nur auf die Prüfung hin und sind in den beiden Oberstufenjahren dann nicht selbstständig genug. Das ist ein ganz großes Problem, das viele Schulen in den letzten zwei Jahren zu ändern versuchen. Hierfür ist es aber notwendig bei der in wenigen Jahren anstehenden Prüfungsreform einiges zu verändern. Viel Glück kann man hier nur wünschen.

**Aufgabe 7:** Was sind Ihrer Meinung die Vor- und Nachteile von einem so testorientierten System?

Ich habe bereits erwähnt, dass viele Schulen computertechnisch sehr gut ausgestattet sind. Das trifft auch auf die generelle Ausstattung in vielen Schulen zu, denn in den letzten zehn Jahren sind eine Vielzahl von Schu-

len neu gebaut oder zumindest generalsaniert worden. Dieses Bauprogramm der alten Regierung hatte ursprünglich vorgesehen alle Schulen zu modernisieren – natürlich nicht alle innerhalb von 10 Jahren sondern bis 2025. Dieses Programm wurde aber von der neuen Koalitionsregierung verworfen, da es zu kostspielig ist. Das heißt, dass es im Moment große Unterschiede zwischen verschiedenen Schulen, zumindest was deren Ausstattung betrifft, gibt. Ich hoffe nur, dass dies sich nicht allzu sehr auf die Leistungen der Schüler auswirken wird.

**Aufgabe 8:** Bewerten Sie Ihre eigene Schule / Institution. Entspricht sie den Notwendigkeiten eines Bildungssystems im 21. Jahrhundert? Warum (nicht)?

Oh, in vier Minuten muss ich los, sonst komm ich zu spät zur Schule und ich möchte auf keinen Fall nachsitzen. Aber eines muss ich Ihnen noch schnell sagen, denn das war auch so ein Moment des Wunders... Die meisten Schulen haben enorm große Sportplätze, auf denen mehrere Sportstunden zugleich stattfinden können. Der jährliche Sporttag ist ein schulisches Großereignis, da dies eine der wenigen Veranstaltung ist, wo alle Schüler zusammenkommen können. Es gibt aber auch bei den Ausstattungen und Sportmöglichkeiten Unterschiede zwischen den Schulen – von Privatschulen ist hier ganz zu schweigen, denn diese haben oft mehrere Hektar an Land.

Jetzt muss ich aber los, damit ich am Nachmittag nicht bis vier oder fünf in der Schule bleiben muss, denn das wäre einfach zu lang

...

Bis bald

Ihr

Bertie der Bär

P.S.: Wann immer ich „Schüler“ oder „Lehrer“ geschrieben habe, so habe ich selbstverständlich auch alle „Schülerinnen“ und „Lehrerinnen“ gemeint.

## Bewegte Leben

### Transkulturelle Biographien als pädagogische Chance

Hannes Schweiger

Das Überschreiten der eigenen Identität und der Perspektivenwechsel sind wesentliche Elemente interkulturellen Lernens. Stoff für dieses Lernen bieten zahlreiche Texte von Autor/innen, die am eigenen Leib den Orts- und Sprachwechsel, oft mehrfach erfahren haben. Hannes Schweiger präsentiert eine Reihe von literarischen Beispielen für solche Grenzüberschreitungen und Aufgaben dafür, wie man damit im Unterricht arbeiten kann.

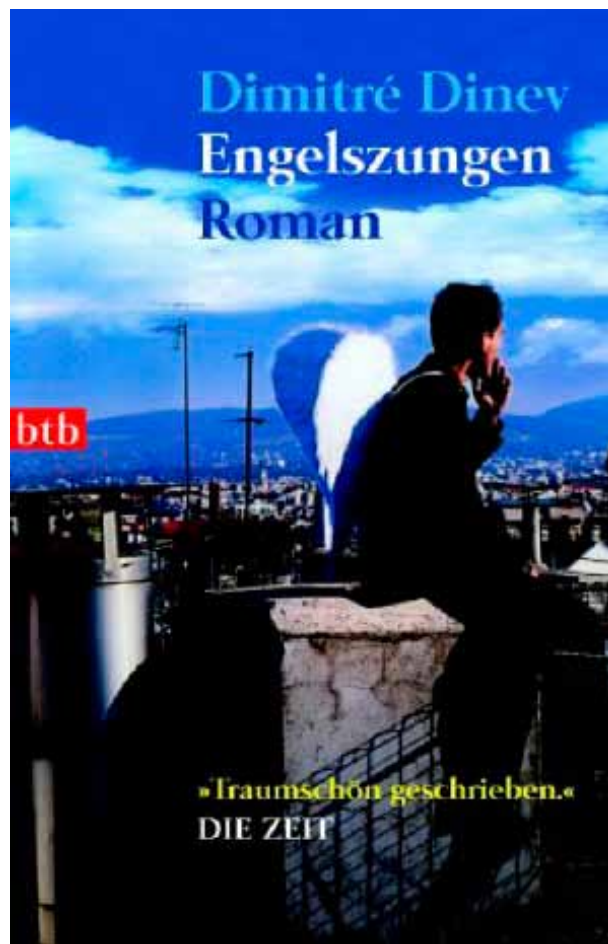


Abb. 1

Immer mehr Menschen leben in Bewegung und überschreiten die Grenzen ihrer Herkunftsländer und -kulturen, einmal in einem entscheidenden Moment oder mehrmals und immer wieder. Es ist viel die Rede von Globalisierung und Migration, von Menschen auf der Flucht oder auf der Suche. Viele flüchten vor Krieg, Verfolgung und Gewalt, viele suchen fernab ihrer Heimat nach Arbeit, nach neuen Chancen, nach einem neuen Leben. Mit der Globalisierung und Transnationalisierung verändern sich auch unsere Lebensentwürfe und unsere Lebensläufe. Sie sind in immer mehr Fällen geprägt von Orts- und Sprachwechsel, von der Kommunikation und der Bewegung in transnationalen Räumen. Unsere Netzwerke spannen sich weit über das unmittelbare Umfeld hinaus in andere Länder und Kulturräume. Leben an mehreren Orten, in mehreren Sprachen, in mehreren sozialen und kulturellen Zusammenhängen wird in zunehmendem Maß zum Normalfall.

Und trotzdem (oder gerade deshalb?) hält sich das Denken und Handeln in nationalen Kategorien. Trotzdem (oder gerade deshalb?) vereinfachen wir die Komplexität der Wirklichkeit: Wir orientieren uns an nationalen Grenzen und wir ziehen kulturelle Grenzen immer wieder von Neuem, auch wenn sie vielleicht schon lange nicht mehr so existieren, wie sie in unseren Köpfen, in unseren mentalen Landkarten eingezeichnet sind. Eine große Herausforderung für die Arbeit im Bildungsbereich ist daher, Grenzen zu hinterfragen, die Kategorien unseres Denkens und Handelns zu diskutieren und damit auch im Sinne einer Pädagogik des Friedens

tätig zu sein. Gerade die Lebensgeschichten von MigrantInnen, wie sie in literarischen und journalistischen Texten, in Interviews und in autobiographischen Aufzeichnungen festgehalten werden, bieten dafür reichhaltiges Material.

So genannte „interkulturelle Literatur“ inszeniert kulturelle Differenzen und Gemeinsamkeiten und entsteht dort, wo Austausch, Abgrenzung und Vermischung von Kulturen stattfindet. Sie führt Identitäten in Bewegung vor und thematisiert Lebensgeschichten in Migrationssituationen. Dimitré Dinev beschreibt in seinem Roman „Engelszungen“ (Abb. 1), mit dem er 2003 den Durchbruch zum erfolgreichen und anerkannten Schriftsteller schaffte, die Lebensgeschichte zweier Migranten aus Bulgarien, Iskren und Svetljo. Er beschränkt sich dabei aber nicht auf die beiden Protagonisten, sondern geht anhand ihrer Familiengeschichten bis in die Zeit kurz nach 1900 zurück und verknüpft individuelle Lebensgeschichten mit den historischen Katastrophen, Veränderungen und Umbrüchen des 20. Jahrhunderts. Er zeigt, wie das Überschreiten von Grenzen einerseits und Einschnitte durch politische Ereignisse andererseits Spuren in den Biographien Einzelner hinterlassen, mitunter schmerzhaft, jedenfalls tiefe Spuren.

Aber auch einige kürzere Erzählungen Dinevs enthalten Lebensgeschichten, die für den Unterricht genutzt werden können. Die Erzählung „Kein Wunder“ schildert den monotonen Arbeitsalltag von drei Migranten auf einer Baustelle in Wien, der durch nichts unterbrochen wird, nicht einmal durch

#### Hannes Schweiger

arbeitet in der LehrerInnenfortbildung und ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie. Er studierte Germanistik, Anglistik und Deutsch als Fremdsprache in Wien, Dublin und Cambridge und unterrichtete Deutsch als Fremdsprache/Zweitsprache in der Erwachsenenbildung. Autor von Unterrichtsmaterialien, Seminarorganisator sowie Referent und Workshopleiter im In- und Ausland.



**40 Jahre Arbeitsmigration**  
Wien Museum Karlsplatz 2004

Abb. 2

das vermeintliche Wunder: einer der drei hatte über Nacht Wunden an den Händen bekommen, er glaubt, es handle sich um Stigmata (die Wundmale Jesu Christi). Doch im Arbeitsalltag der drei Schwarzarbeiter, der bestimmt ist von der Angst, die Arbeit zu verlieren, ist kein Platz für Wunder. Die Wunden stammen von der Arbeit – was kein Wunder ist, wenn sie von früh bis spät arbeiten müssen und dabei nicht einmal sicher sein können, dass sie einen Lohn erhalten. Dinev skizziert in der kurzen Erzählung auch die Lebensgeschichten der drei. Hier ein Beispiel:

„Die drei Arbeiter kommen aus Osteuropa. Der erste, der Meister, ist Tscheche. Seit fünfzig Wintern ist er auf dieser Welt, seit fünf Sommern in Wien. Sein Name ist Karel Nemetz, sein Gesicht noch jung, seine Augen klein und blau, sein Kopf kahl, seine Gedanken in der Heimat, sein Deutsch gut. Er hat auch in Italien gearbeitet. Mit seinem Vater und seinem Sohn hat er dort gearbeitet. Äpfel haben sie gepflückt. Schwere Arbeit sei das gewesen. Auf die Bäume hätten sie klettern müssen. Auf dem einen sein siebzigjähriger Vater, auf dem anderen sein zweiundzwanzigjähriger Sohn und in der Mitte er, Karel. Nicht nur die Männer der Familie Nemetz, alle Männer der Pobeda-Straße in Brno hingen in italienischen Apfelbäumen. Hinauf und hinunter hatte man sie gehetzt, für vier Euro die Stunde. Schlimm. Sehr schlimm. Danach hat Karel in Österreich bessere Arbeit gefunden.“ (Dinev 2005:184f)

Im Unterricht können die Lebensgeschichten der drei Arbeiter ausgebaut und ausgestaltet werden. LernerInnen können z.B.

einen Text schreiben, in dem der 70-jährige Karel auf sein Leben zurückblickt. Oder sie könnten sich überlegen, wie wohl das Leben des 22-jährigen Sohnes weiter verläuft. Als mögliche Textsorten bieten sich auch Brief oder Interview an. Dabei müssen sich die Lernenden in die Situation hineinversetzen und Empathie aufbringen. Perspektivenwechsel ist eine der wichtigsten Methoden interkulturellen Lernens und zugleich ein zentrales Lernziel, neben Empathie und Toleranz. Die Erzählung kann aber auch zum Ausgangspunkt für Recherchen gemacht werden: zu ähnlichen Lebensgeschichten, zur Arbeitssituation von MigrantInnen oder zur Geschichte der Arbeitsmigration nach Österreich. Sehr viel Material bietet zum Beispiel die virtuelle Ausstellung „Gastarbajteri“ (<http://www.gastarbajteri.at/>; Abb. 2. Zu fragen wäre aber auch: Wie verändern sich Ort, Handlung und die Lebensgeschichten, wenn nicht drei Bauarbeiter aus Osteuropa im Mittelpunkt stehen, sondern drei zugewanderte Frauen? Oder was verändert sich, wenn der Text in einem anderen Land, vielleicht im Herkunftsland der Lernenden spielt? Oder wenn der soziale Kontext ein anderer ist und die Protagonisten keine Bauarbeiter, sondern ManagerInnen in einem internationalen Unternehmen sind? Welche Lebensgeschichten wären dann zu erzählen?

Lebensgeschichten von MigrantInnen finden sich in zahlreichen Anthologien, etwa unter dem Titel „Mein Österreich. MigrantInnen und ihre zweite Heimat“ (herausgegeben von Josef Mautner u.a.) oder „Import/Export“, herausgegeben von Ernst Schmiederer, der einen Teil davon auch auf seiner Website

zur Verfügung stellt. In diesen Porträts und Selbstporträts wird nicht nur thematisiert, was es bedeutet, in ein anderes Land zu ziehen, in einer neuen Sprache zu leben. Es werden dabei auch sehr unterschiedliche Perspektiven auf Österreich bzw. auf die Zielländer der Auswanderer und Auswanderinnen deutlich. Damit sind diese Lebensgeschichten auch sehr gutes Ausgangsmaterial für landeskundliches Lernen, liefern sie doch eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Bilder und Eindrücke. Die Frage danach, was Heimat für jemanden bedeutet, welche Rolle die fremde Sprache für das Leben in der Fremde spielt und die Frage danach, was die eigene Identität jeweils ausmacht, lassen sich ausgehend von solchen Lebensgeschichten diskutieren.

Biographische Darstellungen haben ein hohes Identifikationspotential. Dadurch wird die Auseinandersetzung mit einer subjektiven Perspektive, mit einer individuellen Lebensgeschichte möglich. Ist von Identität die Rede, so stellt sich die Frage nach ihrer Definition. Was macht mich aus? Was ist mir wichtig? Was sollen andere über mich wissen? Ein Text wie der folgende von Aras Ören aus den 1980er Jahren thematisiert diese Fragen:

„Biographie:

Ich bin Türke, geboren 1939 in Istanbul.  
Mein Paß trägt die Nummer TR-B-295136.  
Bin 1,85 m groß, wiege 78 Kilo.  
Mitten auf dem Kopf habe ich eine Glatze,  
meine Augenbrauen  
aber sind buschig:

### Ich leg euch gleich ein paar auf.

Claudia, Radio-Moderatorin und DJ

Wir alle kennen die Vorurteile. Fakt ist aber: Schwarze Menschen sind Menschen wie du und ich. Mit gleichen Pflichten. Vor allem aber: mit gleichen Rechten. Wir sollten also unser Denken nicht von der Hautfarbe lenken lassen.

**BLACK AUSTRIA. Weil das Leben nicht schwarz-weiß ist.**

[www.blackaustria.at](http://www.blackaustria.at)

Ein Projekt von **MEDIA** und **afrika**

Abb. 3

### Deutsch lernen hab ich nicht nötig.

Belinda, Studentin, 2. Generation

Wir alle kennen die Vorurteile. Fakt ist aber: Schwarze Menschen sind Menschen wie du und ich. Mit gleichen Pflichten. Vor allem aber: mit gleichen Rechten. Wir sollten also unser Denken nicht von der Hautfarbe lenken lassen.

**BLACK AUSTRIA. Weil das Leben nicht schwarz-weiß ist.**

[www.blackaustria.at](http://www.blackaustria.at)

Ein Projekt von **MEDIA** und **afrika**

Abb. 4

als besonderes Merkmal habe ich eine große Nase

und einen Schnauzbart (manchmal lasse ich mir auch einen Vollbart stehen)

Ich kam in diese Stadt aus freien Stücken, ließ mich hier am 9. September 1969 nieder.

Die Gründe für mein Privatexil möchte ich lieber für mich behalten. Ich glaube, was ich erzähle, genügt euch.“

(Aras Ören, 1987, zitiert nach Rösch 1995)

Zu fragen wäre natürlich nach den Gründen für das Privatexil, die hier nicht erwähnt werden. Die Aufgabe an die Lernenden kann aber auch sein: Schreib einen Text mit dem Titel „Biographie“ über dich/eine Person, die du sehr gut kennst/eine Person, die ein Vorbild für dich ist/etc. Dabei wird thematisiert, was man als Teil der eigenen Identität oder der Identität einer anderen Person begreift und was man unter Identität überhaupt versteht.

Die Biographien von MigrantInnen stehen im Mittelpunkt mehrerer Romane der aus Kroatien stammenden Autorin Dubravka Ugresic. Vor allem in „Das Ministerium der Schmerzen“ und „Das Museum der bedingungslosen Kapitulation“ macht sie deutlich, was nicht nur auf die Lebensgeschich-

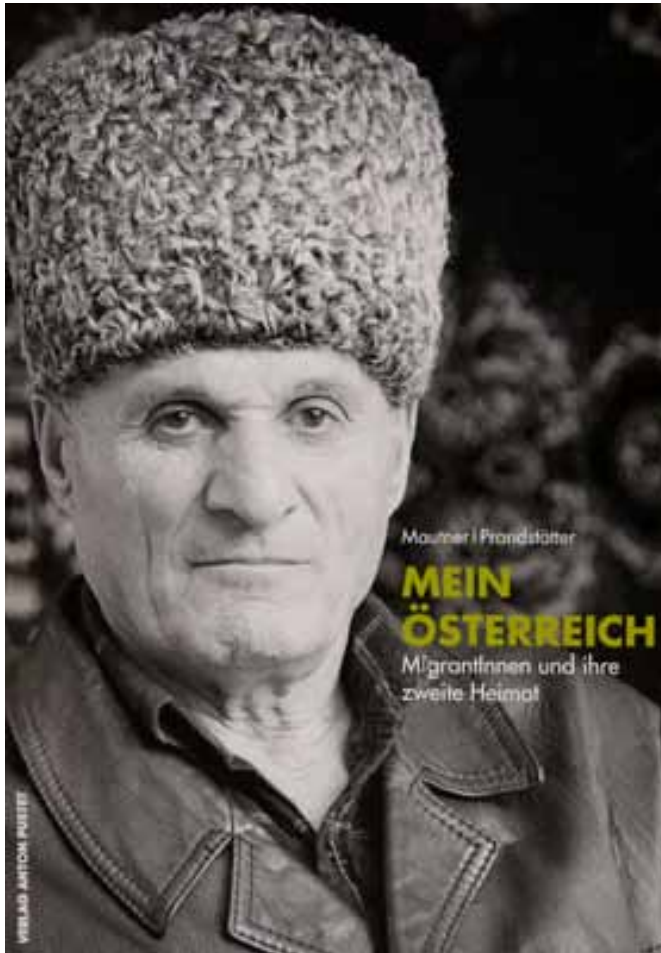
ten von MigrantInnen und Flüchtlingen zutrifft: Sie sind geprägt von Veränderungen, Einschnitten, Brüchen. Eine wichtige Rolle spielen in diesen Lebensgeschichten Gegenstände. Am Beginn des Romans „Das Museum der bedingungslosen Kapitulation“ steht eine Liste der Gegenstände, die im Magen des See-Elefanten Roland, einem Star des Berliner Zoos in den 1930er Jahren, gefunden wurden und die in einer Vitrine im Berliner Zoologischen Garten ausgestellt sind, darunter „ein rosa Feuerzeug, [...] eine Metallbrosche in Gestalt eines Pudels, [...] ein Kompaß, [...] ein Schnuller, [...] ein Plastiktui mit Nähzeug“. (Ugresic 1998:7) Die 30 ausgestellten Gegenstände des See-Elefanten Roland bilden das Archiv seines Lebens und verbinden seine mit den Lebensgeschichten anderer. Es wäre aber zu einfach, sein Leben auf diese Gegenstände zu reduzieren. Und es stellt sich erst recht die Frage, was diese Gegenstände erzählen, welche Bedeutung sie haben. Lernenden können Gegenstände aus ihrem Leben erzählen lassen: Woher kommen sie? Welche Bedeutung haben sie für meine Lebensgeschichte? Seit wann habe ich sie? Welche Emotionen verbinde ich damit?

Auch Plakate wie jene aus einer Kampagne von „Black Austria“ (Abb. 3 und 4) können Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit Lebensgeschichten sein. Thematisiert werden in dieser Plakatserie Klischeebilder über Menschen mit dunkler Hautfarbe, die

vermeintlich aus einem afrikanischen Land zugewandert sind, in Wahrheit sind sie aber in Österreich geboren oder leben schon sehr lange hier. Die Plakate machen deutlich, wie irreführend und trügerisch das Äußere eines Menschen sein kann, wie sehr wir uns davon aber doch leiten lassen. Auch Anna Kim thematisiert in ihrer Erzählung „irritationen“ Klischees, die entstehen, wenn das Äußere nicht mit dem Inneren übereinzustimmen scheint, wenn die Umwelt aufgrund äußerer Merkmale wie Hautfarbe, Augenform, Gesichtsförmigkeit einen völlig anderen Menschen sieht, als denjenigen, den das Eigenbild, das Bild, das sich jemand von sich selbst macht, zeigt.

Ausgehend von den Plakaten von „Black Austria“ können Lernende die Lebensgeschichten von Zuwanderern und Zuwanderinnen der zweiten Generation recherchieren, die in den letzten Jahren für Schlagzeilen gesorgt haben: der Radio- und Fernsehmoderatorin Claudia Unterweger, der Gewinnerin des Wettbewerbs Austria's Next Top Model „Lydia“ Nnenna Obute, der politischen Aktivistin und Kämpferin gegen Frauenhandel Joana Adesuwu Reiterer oder des Journalisten Simon Inou.

Mit Ironie bringt Zsuzsanna Gahse auf den Punkt, was es bedeutet, Grenzen zu überschreiten und ein Leben in einem anderen Land zu beginnen. Wer migriert, verändert sich, ist nicht mehr der oder die Alte. Das



kann belastend und befreiend sein, mitunter beides zugleich. In jedem Fall sind unsere Kategorien nicht mehr brauchbar, die sich an nationalen Grenzen orientieren und die Menschen immer wieder auf ihre Herkunft festzulegen versuchen:

„Er (wer auch immer) wurde in Hamburg geboren und lebte dann in München, er wurde in Hamburg geboren, lebte dann zwei Jahre in Paris, später in Rom; ein Hamburger. Er war in Hamburg auf die Welt gekommen, lebte jedoch in Kiew, später in Mělník, so dass er ein Tscheche war, er lebte eine Weile dort, der Hamburger war ein Tscheche, einige Jahre danach war er in Rom angelangt. Dort traf er eines Abends jenen Mann, der in Zürich auf die Welt gekommen war und in Genf lebte, der Genfer kam an, und es wurde ein wichtiger Abend, für beide Römer.“ (Gahse 2005:8f.)

In den letzten Jahren erhielten transkulturelle Biographien immer mehr Aufmerksamkeit und wurden in den Medien und in der Wissenschaft verstärkt thematisiert (siehe z.B. den Sammelband von Bernd Hausberger). Mehr Biographien über mehrsprachige Menschen, mehr Beschreibungen von Lebensgeschichten, die in mehreren Ländern, in mehreren Kulturen und sozialen Räumen spielen, tragen dazu bei, dass wir diese nicht als große Ausnahme von der Regel sehen. Sie erweitern unseren Horizont und sie eröffnen in pädagogischen Kontexten

neue Erfahrungsräume. Transkulturelle Biographien können dazu beitragen, dass wir unser Denken in nationalen Kategorien überwinden lernen. Die Auseinandersetzung mit ihnen kann ein wichtiger Schritt zur Herausbildung interkultureller Kompetenz und zur Anerkennung der Diversität unserer Gesellschaften sein.

#### Linktipps

<http://www.ernstschmiederer.com/>

Ernst Schmiederer sammelt Porträts von Menschen, die nach Österreich zugewandert sind, oder von ÖsterreicherInnen, die im Ausland leben – eine großartige Fundgrube für die Arbeit mit biographischen Texten im Unterricht.

<http://www.gastarbajteri.at/>

Eine virtuelle Ausstellung zur Arbeitsmigration in Österreich seit den 1960er Jahren.

#### Literatur

Dimitré Dinev: Engelszungen. Wien: Deuticke 2003.

Dimitré Dinev: Ein Licht über dem Kopf: Wien: Deuticke 2005.

Zsuzsanna Gahse: Instabile Texte zu zweit. Mit 6 Textzeichnungen der Autorin. Wien: Edition Korrespondenzen 2005.

Bernd Hausberger (Hg.): Globale Lebensläufe. Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen. Wien: Mandelbaum 2006.

Wolfgang Machreich: Gestrandet oder gelandet? Wie Integration gelingen kann. Menschenbilder und Strategien. Wien: Molden 2008.

Josef P. Mautner u.a. (Hg.): Mein Österreich. Mi-

#### Hinweis

Ende 2011 erscheint in der Reihe der Materialien zur österreichischen Landeskunde, herausgegeben vom Referat „Kultur und Sprache“ im BMUKK, ein Band zum Thema Migration unter dem Titel „Einwanderungsland Österreich“ (AutorInnen: Maria Moser, Hannes Schweiger)

grantInnen und ihre zweite Heimat. Salzburg: Pustet 2006.

Maika Plath: Biografisches Theater in der Schule. Mit Jugendlichen inszenieren. Darstellendes Spiel in der Sekundarstufe. Weinheim: Beltz 2009.

Doris Reininger: „Aber biografisch, das bin ich selbst!“ Mündliches biografisches Erzählen als Unterrichtsaktivität im zweit- und fremdsprachlichen Deutschunterricht mit Erwachsenen. Innsbruck, Wien: StudienVerlag 2009.

Heidi Rösch: Interkulturell unterrichten mit Gedichten. Zur Didaktik der Migrationslyrik. Frankfurt: IKO-Verl., 1995.

Dubravka Ugrešić: Das Museum der bedingungslosen Kapitulation. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998.

#### Abbildungen

Abbildung 1: Dimitré Dinev: Engelszungen

Abbildung 2: Screenshot der virtuellen Ausstellung „Gastarbajteri“

Abbildung 3: [http://www.blackaustria.at/downloads/blackaustria\\_210x280\\_3.pdf](http://www.blackaustria.at/downloads/blackaustria_210x280_3.pdf)

Abbildung 4: [http://www.blackaustria.at/downloads/blackaustria\\_210x280\\_5.pdf](http://www.blackaustria.at/downloads/blackaustria_210x280_5.pdf)



Abb. 1 (alle Abb. von der Verfasserin!)



Abb. 2

## Wir aber wollen über Grenzen sprechen

### Auf den Wegen Ingeborg Bachmanns

Monika Stadler

Die goldenen Schuhe, die Ingeborg Bachmann bei ihrer letzten Reise, nach Polen 1973, im Gepäck mitgeführt haben soll, sind wie ein Sinnbild für Glanz und Elend eines interkulturellen Lebenslaufes. Mobilität wurde der 1926 in Klagenfurt geborenen Dichterin schon durch ihre Herkunft nahegelegt, wie sie in einer autobiographischen Skizze feststellt: "Ich habe meine Jugend in Kärnten verbracht... an der Grenze.... Als der Krieg zu Ende war, ging ich... nach Wien... Es wurde wieder eine Heimat an der Grenze... und wenn ich später auch nach Paris und London, nach Deutschland und Italien gekommen bin, so... wird der Weg aus dem Tal nach Wien immer der längste bleiben" (W IV 301, Siglenverzeichnis hinten!). Im Nachkriegswien wohnt sie im III. Bezirk (Beatrixgasse 26 – siehe Abb. 1), dem sie in ihrem späten Roman "Malina" (1971) ein Denkmal setzt, dem "großen Bogen" der Ungargasse (W III 15 – siehe Abb. 2): "Mein Königreich, mein Ungargassenland, das ich gehalten habe mit meinen sterblichen Händen" (W III 334). Die Nähe der Stadtparks erinnert an die dortigen Begegnungen der jungen Autorin mit Paul Celan, dem Dichter der "Todesfuge", der 1947 von Bukarest nach Wien gekommen war und von dort nach Paris weiterzieht, wohin Bachmann ihm 1950, nach Beendigung ihrer Dissertation über Martin Heidegger,

nachfolgt. Anstelle des ersehnten Zusammenlebens entwickelt sich ein lebenslanger poetischer Dialog, und noch in ihrer letzten Erzählung, "Drei Wege zum See" (1972), beschwört die Erzählerin ihre "große Liebe, die unfaßlichste, schwierigste zugleich", die sie "die Fremde als Bestimmung erkennen ließ" (W II 415/6); die Gestalt des "exterritorialen" Franz Joseph Trotta (W II 475), den die "Sprachen aufgelöst" haben (W II 453), verweist auf den 1970 durch Freitod in der Seine verstorbenen Celan ebenso wie der Fremde in "Malina", der das erzählende Ich tröstet: "Sei ganz ruhig, denk an den Stadtpark" (W III 194) und dann "auf dem Transport im Fluß" ertrinkt (W III 195).

Zunächst aber debütieren beide Dichter 1952 auf einer Tagung der Gruppe 47. In diesem Rahmen lernt Bachmann den gleichaltrigen Komponisten Hans Werner Henze kennen, auf dessen Einladung sie 1953 nach Italien geht, nach Ischia und Neapel und im Jahr darauf nach Rom, wo sie 1954 ihre erste Wohnung auf der Piazza della Quercia bezieht (siehe Abb. 3), nahe der Tiberinsel, dem Ghetto und dem Campo dei Fiori, auf dem Giordano Bruno "noch immer verbrannt wird" (W IV 30), wenn die Abfälle des Wochenmarkts zu Füßen seiner Statue angezündet werden. Bachmann beschreibt ihre Wahlheimat, in der sie mit Unterbrechungen bis zu ihrem Tod 1973 leben wird, in dem Essay "Was ich in Rom sah und hörte" (1955); seine Essenz, "daß uns die Augen zum Sehen gegeben sind" (W IV 34), stimmt mit den Gedichten über ihr "erstgeborenes Land" (W I 119) überein, in dem sie "zum Schauen erwacht" (W I 120). Trotz der Veröffentlichung der beiden Gedichtbände, die ihren literarischen Ruhm begründen – "Die gestundete Zeit" 1953 und "Anrufung des Großen Bären" 1956 –, muss Bachmann 1957 wieder eine Erwerbsarbeit annehmen, als Dramaturgin des Bayrischen Rundfunks in München, wo sie in der Franz Joseph-Straße wohnt, nahe dem Habsburgerplatz. Die Sendung ihres Hörspiels "Der gute Gott von Manhattan" (1958) bringt ihr die Bewunderung des Schweizer Kollegen Max Frisch ein, mit dem sie in der Folge in Zürich und dann in Rom lebt, in der Via Giulia (Abb. 4), gegenüber von Palazzo

Abb. 3



### Monika Stadler

Doktorandin über Ingeborg Bachmann, bei Prof. Höller, Salzburg, in Italien lebend und seit vielen Jahren in der Kulturvermittlung tätig, u.a. in München, Krakau, Frankfurt; e-mail: mstadler@hotmail.it



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6

Sacchetti (Abb. 5), in dessen viertem Stock sich Bachmanns letzte Wohnung befindet, in der der tödliche Brand ausbricht.

Die Beziehung zu Max Frisch endet 1962 und Bachmann ist "seitdem immer wieder krank", wie ihr Lebensfreund Henze erinnert (Reiselieder mit böhmischen Quinten 236). Ein Stipendium führt sie nach Berlin, das sie in ihrer Büchnerpreisrede 1964 als einen "Ort für Zufälle" beschreibt; im selben Jahr unternimmt sie mit dem jungen Adolf Opel Reisen nach Prag (wovon ihr Vermächtnisgedicht "Böhmen liegt am Meer" zeugt) und Ägypten (die Spuren dieser Reise finden sich im Franza-Roman). Ab 1966 lebt sie wieder in Rom, in der Via Bocca di Leone (Abb. 6), einer Seitenstraße der Via Condotti nahe der Spanischen Treppe, wo sie an den Todesarten-Romanen und einem Erzählzyklus "Simultan" (1972) arbeitet. Ein erster Erzählband, "Das dreißigste Jahr", war 1961 erschienen; die Titelgeschichte behandelt das Thema der häufigen Ortswechsel: "er hatte vor, das Wanderleben zu beenden... Ankommen!" (W II 118/20), aber Reisende sind auch noch die Protagonistinnen des späten Erzählbandes. Bachmann reflektiert darin das "Doppelleben", das sie selber führt, "eine etwas anstrengende und schizophrene Art zu leben. Aber ich bin besser in Wien, weil ich in Rom bin, denn ohne diese Distanz könnte ich es mir nicht für die Arbeit vorstellen" (Gul 65). Der Kollege Thomas Bernhard sieht es in seinem Porträt der "größten lebenden Dichterin" (Auslöschung 229) so, dass sie, nachdem sie aus der ihr "schädlichen Kindheitsstadt weggegangen" war, "durch ihren Verstand gezwungen war, in Rom zu sein", aber "in Wahrheit Wien zu lieben" (a.O. 233/5). Bachmann selber erlebt in der "offenen Stadt" Rom ein "geistiges Heimatgefühl" anstelle des "Gefühls der physischen Heimatlosigkeit, das in der Welt zunimmt" (W IV 336/7). Sie empfindet Italien nicht, wie andere Autoren ihrer Generation, als freiwilliges "Exil" (Gul 121) aus dem "ungeistigen Raum unsrer traurigen Länder", wie sie die deutschen Länder in den Frankfurter Vorlesungen (1959/60) bezeichnet (W IV 270), sondern als "Zuhause" (Gul 130). Aber in dem 1957 in der römischen Zeitschrift "Botteghe Oscure" veröffentlicht-

ten Gedicht "Exil" spricht sie von sich als einem Toten, "der wandelt/ gemeldet nirgends mehr... Ich mit der deutschen Sprache/ dieser Wolke um mich/ die ich halte als Haus/ treibe durch alle Sprachen" (W I 153).

Die Herkunft von der Grenze führt zu einer natürlichen Mehrsprachigkeit – "Italienisch war meine zweite Sprache, obwohl es natürlich erst im Verlauf der Jahre wirklich meine zweite Sprache geworden ist", wie Bachmann im Film von Gerda Haller erläutert (Ein Tag wird kommen 11) –, und die Verständigung über Grenzen hinweg ist ihr ein Anliegen von ihrem Jugendroman "Das Honditschkreuz", in dem die "Windischen" eine "Brücke" bilden zwischen Kärntnern und Slowenen (W II 491), was umso wichtiger ist, als die Grenze gerade in kriegerischen Zeiten immer wieder "genau unter den Federstrich auf den Stabskarten" gerät (W III 100), bis hin zu ihrem utopischen Gedicht "Böhmen liegt am Meer", wo als Essenz eines intensiven Wanderlebens das friedliche Angrenzen gesehen wird: "ich grenz noch an ein Wort und an ein andres Land,/ ich grenz, wie wenig auch, an alles immer mehr", um mit der Freiheit zu enden, "Land meiner Wahl zu sehen" (W I 168). Die Suche nach einer Wahlheimat hängt mit einer mehr historischen als geographischen Vertriebenheit zusammen, wenn die Erzählerin von "Drei Wege zum See" von einem "Geisterreich" spricht, das "keine Pässe mehr ausstellt" (W II 399), und davon, dass es für sie "überhaupt keine Orte mehr" gibt, "die ihr nicht wehtaten" (W II 405); was bleibt, ist, wie im Böhmengedicht, die utopische Beheimatung in der Sprache. So heißt es "Von einem, der das Fürchten lernen wollte/ und fortging aus dem Land, von Fluß und Seen" (W I 84): "Wir aber wollen über Grenzen sprechen,/ und gehn auch Grenzen noch durch jedes Wort:/ wir werden sie vor Heimweh überschreiten/ und dann im Einklang stehn mit jedem Ort" (W II 89).

## Literatur

W I-IV: Bachmann, Ingeborg: Werke, hg. von Christine Koschel und Inge von Weidenbaum, 3. Auflage, Piper München 2010.

Gul: Bachmann, Ingeborg: Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews, Piper München 1983.

Bachmann, Ingeborg: Ein Tag wird kommen. Ein Porträt von Gerda Haller, Jung und Jung Regensburg 2004.

Bernhard, Thomas: Auslöschung. Ein Zerfall, Suhrkamp Frankfurt 1988.

Henze, Hans Werner: Reisebilder mit böhmischen Quinten. Autobiographische Mitteilungen, Fischer Frankfurt 2001.

## Virus Auto - Die Geschichte einer Zerstörung

### Ein Beitrag

Hermann Knoflacher

Die Versuche traditionell ausgebildeter ExpertInnen mit den Problemen des individuellen motorisierten Verkehrs fertig zu werden scheitern nicht nur seit mindestens fünf Jahrzehnten, sondern haben entgegen aller Erwartungen und Versprechungen nicht zu einer Milderung, sondern zu einer Verschärfung der Probleme geführt.

#### Der Pkw als Maß aller Dinge

Das technische Verkehrssystem ist kein Naturereignis, wie es so genannte „Prognosen“ suggerieren, dem man nur durch „Anpassung“ entgehen kann, sondern von Menschen gemacht und daher in allen Auswirkungen fachlich und politisch zu verantworten. Herkömmliches Verkehrswesen ist ebenso wie Raumplanung und moderner Städtebau eine Zunft und keine wissenschaftliche Disziplin mit soliden Grundlagen. Scheinbar plausible Annahmen bilden die Grundlage. Selbst für die Breite der Fahrstreifen oder Fahrbahnen gab es keine wissenschaftliche Begründung, weil der Mensch in seiner physischen und psychologischen evolutionären Verfasstheit nicht verstanden wurde und auch nicht Gegenstand der Ausbildung im Verkehrswesen, Städtebau und Raumplanung war. Im Zentrum und als Maßeinheit aller dieser Planungen war und ist die Fahrmaschine Pkw und nicht der Mensch. Dieser ist zu schwach, zu langsam, sollte aber gleichzeitig so mächtig sein, dass er mit der von diesen Disziplinen völlig veränderten Umwelt so „eigenverantwortlich“ umgehen sollte, dass genau das eintritt, was die Experten mit ihren Modellen von ihm erwarten.

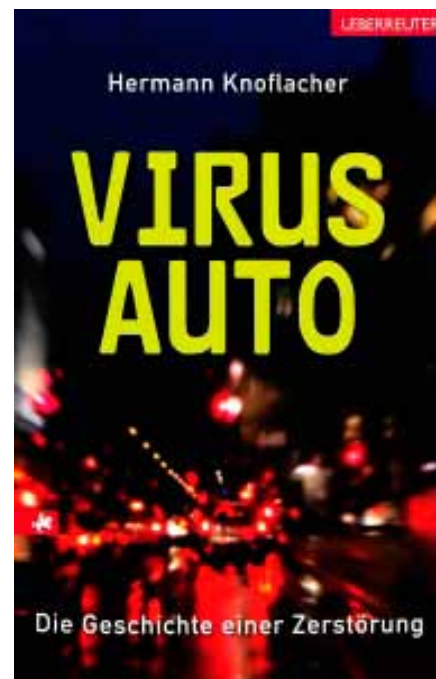
Dass dies offensichtlich nicht der Fall ist, beweisen die fatalen Folgen weltweit mit 1,2 Millionen Getöteten in diesem System, den unglaublichen Umweltschäden für die Atmosphäre, Böden, Fauna und Flora. Da die gebaute Umwelt nicht natürlich gegeben ist, stammt sie daher aus dem Großhirn, dem neuesten und daher dem Körperteil mit der geringsten Erfahrung und daher größten Fehleranfälligkeit bei gleichzeitig nahezu unbegrenzten Möglichkeiten Bilder von Realitäten zu entwerfen und damit Prozesse auszulösen, deren Folgen unbekannt sind; sowohl für den Einzelnen, wie für die Gesellschaft. (Nicht nur das technische Verkehrssystem, sondern auch das ebenso technisch modifizierte Finanzsystem als Teilsystem des Verkehrswesens unterliegt diesem Risiko und zeigt die Verständnislosigkeit aller damit Beteiligten dramatisch auf).

#### Hermann Knoflacher

Geb. 1940 in Villach, Kärnten, ist Zivilingenieur und seit 1975 Professor am Institut für Verkehrsplanung und Verkehrstechnik der Technischen Universität Wien

#### Die Vernichtung des Fußgehers

Schon bei der Entdeckung der Mechanismen, die es uns ermöglichen mit dem Auto mit hohen Geschwindigkeiten auf relativ

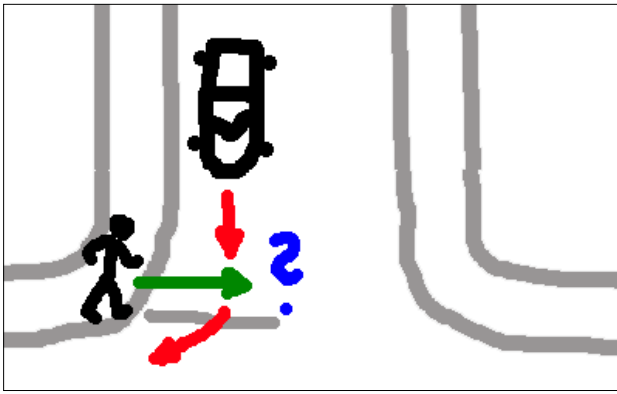


schmalen Fahrstreifen zu fahren wurden uralte evolutionäre Strukturen als Voraussetzung für diese Fähigkeiten gefunden, die zeitlich viel älter sind, als die Menschheit. Ein Experiment mit Wollhandkrabben und deren Reaktion auf Lichtblitze, die in konstanten Zeitabständen ausgesandt wurden zeigte die gleiche Verteilung, wie die Position von Autolenkern im Querschnitt eines Fahrstreifens. Dieser Mechanismus lieferte die Grundlage für eine wissenschaftlich fundierte Beziehung zwischen Geschwindigkeit und Fahrbahnbreite und in der Folge auch die Grundlage für eine faire Aufteilung der Querschnitte für die einzelnen Verkehrsteilnehmer. Die heute immer noch geübte Praxis 6,5 m oder noch breiterer Fahrbahnen im Ortsgebiet und Gehsteigen mit 1,5 m Breite führt zwangsläufig zur „Ausrottung“ der Fußgeher und übt durch diese Umweltgestaltung zusätzlichen Zwang zum Autofahren aus. Mindestens 2,4 m breite Gehsteige und eine maximal 4,2 m breite Fahrbahn entsprechen eine hinsichtlich dieser Abmessungen fairen Behandlung dieser Verkehrsteilnehmergruppen.

Wer nun glaubt durch diese wissenschaftlichen Grundlagen, würde sich das Verhalten der im Verkehrswesen lehrenden und tätigen Fachleute ändern, irrt gewaltig. Anstatt sich kritisch mit den Ergebnissen auseinanderzusetzen und daraus die praktischen Schlüsse zu ziehen, verbündet man sich mit der Bauindustrie und der Verwaltung zur Verteidigung gewohnter Prägungen indem man nach wie vor falsche Richtlinien und Verordnungen herausbringt und damit weiter ungestraft Schäden an Natur, Gesellschaft und der lokalen Wirtschaft anrichtet.

#### Der Stau als Problem statt als Therapie

Denn neben diesem simplen Element beherrschen noch drei andere, zu Dogmen erhobene, „plausible“ Annahmen das Denken, Lehren und Handeln der im Verkehrswesen, der Ökonomie, der Raum- und Stadtplanung Tätigen. Das heutige System ist auf „Mobili-



„Fußgängervorfahrt?“



„We Feed the World“

tätswachstum“, „Zeiteinsparung durch Geschwindigkeit“ und „Freiheit der Verkehrsmittelwahl“ aufgebaut. Leider existiert in der Realität des Verkehrssystems keine dieser Annahmen, die immer noch die Grundlage von folgenschweren und langfristig wirkenden Investitionsentscheidungen in eine Zukunft, die es nicht geben wird, darstellen. Der Großteil der so genannten Fachwelt weigert sich dem Blick in die Realität des Systems und rechnet etwa mit Größen, die gar nicht existieren, wie etwa mit der „Zeiteinsparung durch Geschwindigkeit – im System“. Erhöht man die Geschwindigkeit, passt sich das System diesen an. Die Wege werden länger, weil sich die Strukturen der Siedlungen und Wirtschaft ändern. Die lokalen Geschäfte und Betriebe werden vernichtet, weil man die Wettbewerbsverhältnisse zugunsten der großen Konzerne verschiebt. Man könnte nun dagegen einwenden, dass ja ein vernünftiger Mensch diese heute ohnehin nicht mehr übersehbaren Folgen wahrnehmen und die Ursachen mit den veröffentlichten Forschungsergebnissen, die seit rund drei Jahrzehnten vorliegen, erkennen oder überprüfen kann. Aber diese Annahme entspricht nicht der Realität in der Forschung von den Universitäten bis zur EU. Letztere veröffentlicht noch Zahlen für „Zeitverluste durch Stau“ im europäischen Verkehrssystem. Ein perfekter Unsinn, denn in einem System in dem es keine Zeitgewinne durch Geschwindigkeit gibt, kann es auch keine Zeitverluste durch Stau geben. Schon seit Jahrzehnten haben intelligente Praktiker erkannt, dass Stau im Autoverkehr kein Problem, sondern eine Therapie ist, die man erfolgreich einsetzen kann um die Wahl der Verkehrsmittel zu be-

influssen. (Der Autor praktiziert das schon seit 1963 mit Erfolg in der Praxis) Allerdings ist dazu auszuführen, dass die Suche nach Lösungen im Auto-Fließverkehr nur der Versuch einer Lösung auf Systemebene, daher nicht zielführend ist und nicht auf der Ebene der Ursachen ansetzt.

### Autovirus: Die Verdrehung der Körperenergie in Richtung des Autos

Das wissen aber die falsch ausgebildeten Symptombekämpfer leider nicht, weil ihnen das Auto den Blick auf die Realität des Systemverhaltens verwehrt. Das ist nun keine Metapher, sondern physiologische Realität. Mitte der 70-er Jahre des letzten Jahrhunderts fiel mir auf, dass sich bei den beobachteten Verhaltensweisen von Benutzern des öffentlichen Verkehrs und jenen, die Karl von Frisch bei den Bienen schon Jahrzehnte zuvor beobachtet hatte, eine Identität der mathematischen Beziehungen zwischen Entfernung und Akzeptanz zeigte. Die Ursache konnte, wie Frisch schon 1956 bei den Bienen erkannt hatte auch bei den Menschen im Aufwand an Körperenergie gefunden werden. Was aber ebenso wichtig war, war die Entdeckung des hinter dieser mathematischen Beziehung liegenden Mechanismus, der sich in der inversen Funktion der beobachteten Diagramme verbarg. Es war ein fundamentales Verhaltensgesetz aus der Psychophysiologie des 19 Jahrhunderts, dessen Parameter aber keiner physikalischen Größe zugeordnet waren. Setzt man hier die Daten der aus ergonomischen Forschungen bekannten Werte für Körperenergie ein, ergibt sich die Erklärung dieser Beobachtungen aus den

inneren evolutionär determinierten Mechanismen des Menschen, der Lebewesen. Damit war aber die Ebene gefunden, auf der das Auto auf oder besser in den Menschen eingreift: die Ebene der Körperenergie. Diese liegt aber tief unter allen anderen Ebenen der Evolution. Wird sie daher durch das Auto verändert (in die Richtung des Autos gedreht) bestimmt das Auto das Denken, Handeln, das Wertesystem der Menschen, der Gesellschaft, der Verkehrspolitikern in seinem Sinn. Die Veränderung geht so weit, dass man die Umwelt nicht mehr als Mensch wahrnehmen kann, sondern so wie es das Auto gerne sieht. Da das Auto auf den Energiehaushalt des Menschen und der Gesellschaft tief im Unterbewusstsein zugreift, verändert diese ihr Verhalten, genauso wie eine Körperzelle, die nach der Ankopplung und dem Eindringen eines Virus nicht mehr die DNA des Lebewesens repliziert, sondern die RNA der Viren. Und genau das macht auch eine vom Autovirus befallene Gesellschaft: Nicht mehr die DNA für Menschen, die komplexe menschengerechte, sozial verträglich Gestaltung der Lebensräume ist ihr Ziel, sondern die primitive, umweltzerstörende und sozial isolierende Planung für die optimale Bequemlichkeit der Autos. Vom Autovirus befallene Politiker treffen daher auch jene perversen Entscheidungen, dass in Zeiten, in denen das Geld für elementare soziale Grundbedürfnisse und zentrale bildungspolitische Aufgaben, also für die Weiterentwicklung der Menschen nicht mehr zur Verfügung steht, immer noch Mittel für den Weiterbau einer falschen Infrastruktur, Mittel zur Förderung von Auto-Neuanschaffungen, Mittel für die Förderung





Ist man vom Autovirus befallen, interpretiert man das Bild links als Stau-, rechts als Parkraumproblem.

der Autobenutzung usw. ausgegeben werden. Kennt man diese durch das Autovirus ausgelöste Geisteskrankheit, ist es nicht verwunderlich, dass solche Politiker von den auch von dieser Geisteskrankheit befallenen Menschen immer noch gewählt werden.

## Der Entzug der Parkplätze – eine mögliche Therapie?

Da die Forschung nun die Ursache dieser krankhaften, weil menschen-, natur- und sozialfeindlichen Verhalten aufgedeckt hat – sie liegen nicht im Fahrzeug, sie liegen in uns selbst – kann man dem Problem gezielt zu Leibe rücken. Wo in der Virenthherapie das „Andocken“ an die Zelle am erfolgreichsten ist, gilt dies auch für das Verkehrssystem. Diese Therapie wurde von mir schon Jahrzehnte vor der Erkenntnis der Viruseigenschaft des Autos entdeckt und wird durch die Methoden der medizinischen Therapie bestätigt. Das Auto darf nicht an die Wohnungen, die Arbeitsplätze, die Freizeiteinrichtungen, die Geschäfte, Schulen „andocken“. Das heißt es dürfen in der Nähe all dieser menschlichen Aktivitäten keine Parkplätze für Autos zugelassen oder angeordnet werden. Die fatale Vorschrift der Reichsgaragenordnung, die bis heute in den Bauordnungen weiter nicht nur tradiert, sondern sogar noch verschärft angewandt

wird, ist durch eine menschen- und systemgerechte Vorschrift zu ersetzen, um die Gesellschaft und die Menschen vor dem Zugriff des Autos auf einer Ebene zu schützen, die tief unter der Ebene des Bewusstseins zur Wirkung kommt und jedes menschliche Wertesystem zugunsten des Autos auf den Kopf gestellt hat und stellt. Die Feststellung, dass es sich um eine Gehirnkrankheit handelt (nicht Geisteskrankheit) erzeugt in der Regel starke Betroffenheit und instinktive Ablehnung. Instinktive Ablehnung resultiert auch aus der Befürchtung des Machtverlustes, wenn man das Auto nicht mehr in der Nähe hat und dem daraus resultierenden Zwang zum intelligenten Handeln. Hier zeigt sich die Bestätigung der wissenschaftlichen Forschungen durch die bekannte Einsicht, die in der Volkweisheit „Wer es nicht im Kopf hat, muss es in den Beinen haben“ zum Ausdruck kommt.

Dass dies schon längst keine theoretischen Überlegungen mehr sind, beweisen die Befunde aus der Umsetzung dieser Maßnahmen in der Praxis, wo sich Autovirus resistente Politiker und Verwaltungen gefunden haben, um diese Therapie anzuwenden. Nicht nur der Verzicht auf die Autobenutzung ist nachweisbar, sondern auch der Autobesitz geht zurück, schafft man eine autofreie Umwelt. Vauban in Freiburg, das

Verhalten der Wiener Bevölkerung und in vielen anderen Städten beweisen die Wirksamkeit dieses Ansatzes, von dem hier nur ein winziger Ausschnitt, jener der gebauten Strukturen beschrieben werden konnte. „Virus Auto“ behandelt auch die weiteren Therapieschritte, wie die Finanzen und die wirtschaftlichen, sozialen und gesundheitlichen Wirkungen einer erfolgreichen Virenthherapie, die an den Ursachen ansetzt. Zu glauben, damit das Virus Auto auszurotten, wäre ein ebenso großer Fehler, wie als Mediziner zu glauben, durch eine erfolgreiche Krebs- oder Virenthherapie Krebs oder Viren ausrotten zu können. Das wäre ein völliges Verkennen der Realität des Gesamtsystems und unserer eigenen „virologischen“ Zusammensetzung und evolutionären Entstehung. Sich den Wünschen der vom Autovirus befallenen Experten, PolitikerInnen und Menschen hinzugeben, wäre ebenso fatal, wie wenn die Medizin es aufgibt für die Gesundheit zu arbeiten. Zur Demonstration der Unterschiede zwischen Menschen und Autofahren eignet sich das „Gehzeug“, auch wenn damit nur der Flächenaufwand und noch nicht die Abgase, der Lärm oder die Gefährdung, die vom Auto ausgehen, sichtbar gemacht werden.



Vom Virus Auto befallene Personen, nehmen die Abnormität im linken Bild nicht wahr.



Zur Demonstration: Die Originalskizze aus 1975.



# Sprich mit mir – Mehrsprachigkeit am Beispiel Österreich und Wien Seminarbericht

Pia Wahlstrøm Larsen

## Sprich mit mir –Talk to me- Parle à moi !

Unter diesem Motto fand vom 27. November bis 04. Dezember 2010 ein Seminar zum Thema Mehrsprachigkeit in Wien statt. Das Seminar wurde vom Zentrum für Österreichstudien in Skövde und BMUKK organisiert mit Helga Mitterhumer und Wolfgang Malik als Leitern. Die Teilnehmerin Pia Wahlstrøm Larsen, Kopenhagen, berichtet davon.

Im Laufe dieser Woche galt es für die 17 TeilnehmerInnen aus 15 Nationen, was ja an sich ein schönes Beispiel für das Seminarthema ist, der Problematik der Mehrsprachigkeit näher zu kommen.

Am ersten Tag waren die Teilnehmer selbst für den ersten Einstieg in das Thema verantwortlich, wobei wir zuerst "Sprich mit mir" in der eigenen Muttersprache schreiben sollten, und das Plakat entwickelte sich dann im Laufe der Woche zu einer bunten Darstellung von den Sprachen, mit denen wir entweder aufgewachsen sind, die wir gelernt haben oder letztendlich unterrichten (siehe die Abbildung oben!)

Am nächsten Tag erfuhren wir, wie Österreich eine Sprachpolitik entwickelt hat, die auch darauf achtet, dass Österreich ein Land mit einer Vielfalt von Sprachen ist. Natürlich ist die deutsche/österreichische Sprache die Staatssprache, ABER man achtet auch darauf, die Vielfalt der Sprachen und Kulturen der autochthonen Minderheiten zu bewahren d.h. in gewissen Gebieten Ungarisch, Slowenisch, Burgenland - Kroatisch, Tschechisch, Slowakisch, Romani. Darüber hinaus gibt es in Österreich / in Wien viele Zugewanderte mit polnischer und türkischer Muttersprache, die aber nicht denselben Schutz wie die autochthonen Minderheiten genießen, aber für alle besteht im Unterrichtssystem die Möglichkeit als Extraangebot die eigene Muttersprache zu lernen. Außerdem arbeitet man in der österreichischen Sprachpolitik gezielt mit dem Europarat um das sogenannte LEPP-Prinzip zusammen – eine Abkürzung für Language Education Policy Profiling-Prozess. Aus dem Regierungsprogramm entsteht in Zusammenarbeit mit dem Europarat ein Profil für den Sprachunterricht – hier in 4 Punkten zusammengefasst:

1. Aus-, Fort-, und Weiterbildung der Sprachlehrenden
2. Frühes Sprachlernen, Schnittstelle Primar-/Sekundarstufe
3. Bilinguale Erziehung
4. Einbeziehung von Kindern mit anderer Erstsprache als Deutsch in den Unterricht

Außerdem wird der Unterricht nach dem Europäischen Referenzrahmen für Fremdsprachen ausgerichtet. Man wünscht also, Deutsch als Unterrichtssprache zu fördern, aber man unterstützt die Muttersprache,

denn dadurch lernt das Kind besser eine zweite oder dritte Fremdsprache. Der nächste Punkt in dieser Diskussion ist zwar, ob die Bezeichnung „Muttersprache“ ganz stimmt, wenn in einer Familie die Eltern mit zwei unterschiedlichen Sprachen ihr Kind erziehen – also könnte man in diesem Fall von Elternsprache(n) oder Erstsprachen reden, und wenn das Kind dann in die Schule kommt, wird Deutsch als Unterrichtssprache gefragt – was ja an ganz vielen Schulen eine alltägliche Herausforderung ist, mit der man „lebt“. An solchen Schulen – z.B. der International Business School Hetzendorf - hat man bilinguale Klassen eingerichtet, wo auf Englisch und Deutsch unterrichtet wird, damit man die Mehrsprachigkeit und den Fremdsprachenunterricht unterstützt, und in den anderen Klassen wird auf Deutsch unterrichtet, obwohl höchstens ein Schüler in der Klasse einen deutschsprachigen Hintergrund hat, aber Deutsch benutzen muss.

Mit diesem Beispiel aus dem Alltag nähern wir uns auch unseren eigenen Recherchen zum Thema Mehrsprachigkeit, denn die nächsten Tage sollten uns in die reale Welt bringen, wo wir durch Besuche bei verschiedenen Institutionen, an Schulen, sowie durch Vorträge über mehrsprachige Stimmen von Literatur und Festen in Österreich und nicht zuletzt durch selbsterlebte Begegnungen der Sprachvielfalt in Wien ein eigenes Unterrichtsbeispiel entwerfen sollten. Man muss nur an einer Würstlbude vorbei gehen, dann sieht man es gleich: Wien ist die Stadt der Sprachvielfalt!!

Und wenn man müde ist oder Ruhe braucht, dann begegnet einem die Stadtbibliothek mit einer Hinweistafel in gleich sieben Sprachen. Denn damit zeigt man, dass man jetzt die Vielfalt der Kultur und der Sprachen verstanden hat, und dass die Mehrsprachigkeit gleich vor unseren Augen ist. Schaut selbst nach, wenn ihr eine Stadt wie Wien oder sogar die eigene Hauptstadt besucht.

Auf Wiedersehen! Oder auf gut Österreichisch : Servus.



**Pia Wahlstrøm Larsen**  
unterrichtet Deutsch und Französisch an einem Gymnasium in Kopenhagen, allgemeine Sprachkenntnisse und Latein als Grundkurs im Gymnasium; macht Lernmaterialien für Filme und zur Landeskunde, Literatur und Sprache



tre länder  
ett språk  
tyskland österrike schweiz



## Drei Länder – eine Sprache

Deutschsprachiger Schwerpunkt  
auf der Göteborger Buchmesse  
Bok & Bibliotek 2011

Wolfgang Malik

100.000 Besucher, 920 Verlage, 3004 Programmpunkte mit über 2000 Mitwirkenden aus 39 Ländern, 1365 akkreditierte Journalisten. Das sind die Zahlen für die größte Buchmesse des Nordens, dem wichtigsten Kulturevent Schwedens. Und im Zentrum „Drei Länder – eine Sprache“, die Literaturen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.



Wolfgang Malik

war lange Jahre Sprachberater am Zentrum für Österreichstudien; arbeitet heute an der Hochschule Jönköping und ist Koordinator des Projektteams von Drei Länder – eine Sprache auf der Göteborger Buchmesse

Wie in den vergangenen Jahren präsentieren auch 2011 die drei deutschsprachigen Länder ihr Programm auf der Göteborger Buchmesse unter dem Motto „Drei Länder – eine Sprache. Deutschland, Österreich, Schweiz.“ Im Unterschied dazu jedoch nicht nur in einem oder zwei Seminaren, sondern vom 22. – 25. September 2011 ist die deutschsprachige Literatur das Hauptthema der 27. Göteborger Buchmesse Bok & Bibliotek ([www.bok-bibliotek.se](http://www.bok-bibliotek.se)). Gemeinsam planen Deutschland, Österreich und die Schweiz in enger Zusammenarbeit mit der Göteborger Buchmesse ein inhaltlich dichtes Messeprogramm und einen Gemeinschaftsstand, dessen Herzstück eine kleine Szene sein wird. Nicht weniger als 30 Autorinnen und Autoren aus den drei Ländern haben bisher ihr Mitwirken zugesagt. Wobei nicht immer so leicht zu bestimmen ist, welchem Land ein/e Autor/in zuzuordnen ist: 2010 gewann die heute in der Schweiz lebende, ungarisch-schweizerische in der serbischen Vojvodina geborene Melinda Nadj Abonji mit dem in dem österreichischen Jung und Jung-Verlag erschienen Buch „Tauben fliegen auf“ den Deutschen Buchpreis. Und die deutschsprachige Nobelpreisträgerin Herta Müller wird vom rumänischen Kulturinstitut in Stockholm zur Göteborger Buchmesse eingeladen.

„Wir sind über den Schwerpunkt Drei Länder – eine Sprache. Deutschland, Österreich, Schweiz bei der diesjährigen Göteborger Buchmesse sehr glücklich“, sagt Anna Falck, VD für die Göteborger Buchmesse Bok & Bibliotek. „Es gibt bereits ein sehr großes Interesse für diesen großen Sprachraum. Viele möchten die Literatur kennen lernen, ihre Lieblingsautor/innen treffen und neue Namen entdecken. Wir hoffen auch, dass der Schwerpunkt zu mehr Übersetzungen ins Schwedische führen wird.“

Und da gibt es tatsächlich noch viel zu tun. Rund 60 deutschsprachige Titel wurden im Jahr 2009 ins Schwedische übersetzt. Das ist eine relativ geringe Zahl, wenn man sich den Transfer in umgekehrter Richtung vor Augen hält. Denn die schwedische Literatur ist in deutschsprachigen Ländern recht gut präsent: im Jahr 2009 fanden 205 schwedische Titel deutsche Verlagshäuser, in denen die Werke in deutscher Übersetzung erschienen, 106 Werke davon aus dem Segment Belletristik. Damit steht Schweden an der fünften Stelle der Herkunftssprachen für Übersetzungen ins Deutsche.

„Wenn die große Präsenz deutschspra-

chiger Autorinnen und Autoren auf der Göteborger Buchmesse 2011 dazu führen sollte, die Zahl an Übersetzungen zu erhöhen, so würde uns das natürlich sehr freuen“, sagt Tobias Voss, Geschäftsführer der internationalen Abteilung der Frankfurter Buchmesse, stellvertretend für alle drei Länder, stellt aber auch klar, dass nicht nur kommerzielle Interessen hinter dem Engagement in Göteborg stehen: „Unser Ziel ist es, über ein interessantes und ansprechendes Programm den Zuspruch des Publikums zu gewinnen.“ Dennoch lässt sich bereits jetzt im Vorfeld der Buchmesse eine verstärkte Übersetzungstätigkeit deutschsprachiger Bücher ins Schwedische erkennen.

### Aktivitäten und Autoren

Vom Projektteam „Drei Länder – eine Sprache“ werden ca. 30 Autorinnen und Autoren aus den deutschsprachigen Ländern eingeladen, die in sogenannten Seminaren mit Kolleginnen und Kollegen aus Schweden aktuelle Fragen der deutschsprachigen Literatur diskutieren. Dabei werden neben Literaten auch Literaturwissenschaftler und Kulturjournalisten, Germanisten und Sachbuchautoren zu Wort kommen. Generell kann man festhalten, dass vor allem jüngere und neuere deutschsprachige Autoren zu Wort kommen werden. Im Seminarprogramm wird versucht die gesamte Bandbreite der deutschsprachigen Literatur von der Kinder- und Jugendliteratur bis zu den Grenzen der Literatur abzudecken, wobei auch philosophischen Fragestellungen, wie dem Umgang mit der Zeit oder den Angesichtern des Bösen, Platz gegeben werden. Die Seminare richten sich sowohl an ein Fachpublikum als auch an die literaturinteressierte Öffentlichkeit. Im Unterschied zu Standprogrammen oder Miniseminaren steht hier weniger das persönliche Werk eines Autors/einer Autorin im Mittelpunkt, sondern die Diskussion, das Gespräch über allgemeinere Themen, die die geladenen Gäste in ihren Werken ansprechen.

Neben den Seminaren werden sich die Autorinnen und Autoren noch auf der im Gemeinschaftsstand integrierten Szene und auf anderen Bühnen der Messe präsentieren. Bei den eingeladenen Autorinnen und Autoren handelt es sich um zum Teil in Schweden aktuelle, etablierte und übersetzte Namen genauso wie herausragende Namen, die in Schweden noch zu entdecken sind.

Aus Österreich haben bisher Anna Mitsch, Doron Rabinovici, Bettina Baläka, Angelika Reitzer, Dimitré Dinev, Richard Obermayr, Rachel van Kooij, Wolfgang Petritsch und Friedrich Buchmayr ihr Kommen zugesagt. Aus Deutschland werden die Nobelpreisträgerin Herta Müller, Cornelia Funke, Felicitas Hoppe, Ferdinand von Schirach, Clemens Mayer, Benedict Wells, Terezia Mora, Silke Scheuermann, Nadia Budde, Nora Gomringer, Arne Bellstorf, Uwe Timm, Markus Heitz und Nina Hagen erwartet. Und die Schweiz wird mit Peter Stamm, Melinda Nadj Abonji, Dorothee Elmiger, Gabrielle Alioth und Peter von Matt vertreten sein.

Das Projektteam arbeitet nun an der Vernetzung all dieser Namen und versucht ein vielfältiges und aktuelles Seminar- und Standprogramm auf die Beine zu stellen. „Die Planung des umfangreichen Programms mit Lesungen, Signierstunden und Ausstellungen ist schon weit fortgeschritten und wir alle sind sehr gespannt, welche Resonanz wir damit in Schweden finden werden“, erklärt Tobias Voss.

## Gemeinschaftsstand

Die Literatur der drei deutschsprachigen

Länder wird auf der Göteborger Buchmesse auf einem Gemeinschaftsstand von 170m<sup>2</sup> präsentiert, wobei jedem der drei Länder ein eigener Länder-Bereich zusteht. Von den drei Ländern gemeinsam wird die sogenannte Kollektion mit ausgewählten Titeln zu bestimmten Themen wie Architektur, Kinder- und Jugendliteratur, Schönste Bücher, Graphic Novels, Literarische Neuerscheinungen inklusive Long- oder Shortlist zum Deutschen Buchpreis 2011 sowie Übersetzungen ins Schwedische bestückt. In der dem Stand angeschlossenen Buchhandlung können die Bücher der eingeladenen Autorinnen und Autoren sofort auf der Messe käuflich erstanden werden. Auch die im Zentrum des Standes angesiedelte Bühne wird von den drei Ländern gemeinsam bespielt. „Nicht nur das Publikum wird hier eine der seltenen Gelegenheiten finden, die unterschiedlichen Facetten der deutschen Sprache und der deutschsprachigen Literatur in ihrer ganzen Bandbreite zu erschließen“, freut sich Tobias Voss. „Das Wunderbare am Gastlandauftritt in Göteborg im September 2011 ist, dass mit der Schweiz, Österreich und Deutschland drei Länder zusammenarbeiten, um eine Sprache zu präsentieren, die gemeinsam

gesprochen und geschrieben wird. Diese Möglichkeit stellt sich uns, den beteiligten Ländern und ihren Institutionen, nicht oft.“

Der Fokus „Drei Länder – eine Sprache“ wird von der Frankfurter Buchmesse, dem Goethe-Institut Schweden, dem Hauptverband des Österreichischen Buchhandels, der Wirtschaftskammer Österreich, dem österreichischen Außenministerium (BMEIA) dem österreichischen Kulturministerium (BMUKK), dem Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV, der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia sowie den Botschaften Deutschlands, Österreichs und der Schweiz in Schweden in enger Zusammenarbeit mit der Göteborger Buchmesse durchgeführt.

## Kontakt und Information

Göteborger Buchmesse Bok & Bibliotek: Birgitta Jacobsson Ekblom, bje@bokmassan.se, Tel.: +46 (0) 31-708 84 05, www.bok-bibliotek.se

Projektteam „Drei Länder – eine Sprache“:  
Wolfgang Malik, wolfgang.malik@telia.com, Tel.: +46 (0) 70 9 390 956

## Österreichische Autor/innen auf der Göteborger Buchmesse 2011



© Frank Helmrich

Mit **Bettina Baläka** (Jg. 1966) wird eine stark profilierte feministische Autorin Göteborg besuchen. In ihren Romanen, Erzählungen, Gedichten, Theaterstücken, Hörspielen und Essays setzt sie sich nicht nur mit tagesaktuellen Themen wie

den Folgen von Schönheitsoperationen und der Welt des schönen Scheins auseinander, sondern widmet sich mehr und mehr auch historischen Stoffen. In „Eisflüster“ zum Beispiel schafft sie durch genaue Recherchen und einem sorgfältigen Umgang mit dem Material ein Psychogramm eines vom Ersten Weltkrieg korrumpierten Heimkehrers wie auch ein Sittenbild aus dem Nachkriegswien von 1922. In der 2010 erschienenen Erzählung „Titanic“ führt sie den Leser in ein stalinistisches Gefängnis und erzählt die Geschichte des inhaftierten Biologen und Genetikers Nikolai Wawilows aus der Sicht des Gefängnisdirektors, der den „bürgerlichen“ Biologen zwar sympathisch findet, aber leider an seiner Vernichtung mitarbeiten muss und deckt damit die Mechanismen von totalitären Regimen auf. Kennzeichnend für Baläkas Texte ist die enge Verflechtung von Fiktion und Historie.

www.balaka.at



© Buchmayr

Der Literaturwissenschaftler, Bibliothekar und Strindbergexperte **Friedrich Buchmayr** (Jg. 1959) wurde 1998 in Stockholm mit dem Internationalen Strindberg-Preis für die Konzeption des bislang einzigen Strindbergmuseums

außerhalb Schwedens, dem Strindbergmuseum Saxen in Oberösterreich, ausgezeichnet. Sein Forschungsinteresse gilt neben der Beziehung zwischen Frida Uhl und dem berühmten Dichter der Frage, in wie fern Frauen von berühmten Männern in Biografien aus dem Schatten dieser treten können. Mit seinem neuen Buch ergänzt er aber nicht nur den „einseitigen“ Blickwinkel von Frida Strindbergs berühmtem Partner durch den „Gegenblick“, sondern er lässt Frida Strindberg als eigene Person selbst zu Wort kommen.



© Verlag Jungbrunnen

Mit **Rachel van Kooij** (Jg. 1968) wird auch eine anerkannte Kinder- und Jugendbuchautorin in Göteborg zu Gast sein. In ihren eigenen Worten gesagt, schreibt sie über „das, was sie selbst gerne lesen möchte“. Und vor allem im Jugendbuchsegment scheinen das historische Themen zu sein. In „Eine Handvoll Karten“ schildert van Kooij das Leben eines jüdischen Mädchens, seiner Familie und Freunde in den Niederlanden. Anfangs sind sie noch optimistisch und zuversichtlich, mit den besten Voraussetzungen für eine glückliche Zukunft. Obwohl nach dem Einmarsch der Deutschen die Repressalien der Nationalsozialisten immer stärker werden, fliehen sie nicht und tauchen auch nicht unter – sie können nicht glauben, wozu Menschen fähig sind und dass es immer noch schlimmer kommen kann. Rachel van Kooijs Romane haben zahlreiche Preise gewonnen und sind in mehrere Sprachen übersetzt.

## Rückblicke : Ausblicke



© Martin Purkhart

Zwölf Jahre nach seinem gefeierten ersten Roman „Der gefälschte Himmel“ entlockt **Richard Obermayr** (Jg. 1970) auch mit seinem zweiten Roman „Das Fenster“ Rezensenten den Ausruf Meisterwerk!. „Das Fenster“ ist ein mys-

tisches und poetisches Werk über die Zeit und erzählt die Geschichte des Auseinanderbrechens einer Familie. Bei der Rekonstruktion der Vergangenheit interessieren Obermayr weder die Chronologie des Geschehens noch die Soziologie der Figuren oder eine Einbettung der Ereignisse in einen Zusammenhang, vielmehr startet er den Versuch der Einfrierung des Momentes der Kindheit. Der Roman ist eine Klage gegen die Zeit, der die Vergeblichkeit von Rückkehr thematisiert. Richard Obermayr ist weder traditioneller Erzähler noch experimenteller Autor, er gehört einer Autorengeneration an, die sich von der Nachkriegsavantgarde wie auch von der Popliteratur emanzipiert hat.

[www.richardobermayr.at](http://www.richardobermayr.at)



© Nora Petritsch

Anlässlich des 100. Geburtstages von Bruno Kreisky kommt **Wolfgang Petritsch** (Jg. 1947) zur Buchmesse nach Göteborg. Er ist ein österreichischer Spitzendiplomat und war von 1999-2002 Hoher Repräsentant für Bosnien und Herze-

gowina. Er verfasste mehrere Bücher über die Konflikte auf dem Balkan und ist mit einer Biografie über Bruno Kreisky aktuell. Petritschs Biografie über Kreisky ist für den Preis der besten Biografien 2010 nominiert. In Göteborg wird er unter anderem ein Gespräch mit dem Olof Palme-Biografen Henrik Berggren führen.



© Susanne Schleyer

**Doron Rabinovici** (Jg. 1961) ist ein israelisch-österreichischer Schriftsteller und Historiker, der nicht nur für sein Engagement gegen Rassismus und Antisemitismus bekannt ist, sondern mit seinem Roman „Andernorts“ auch auf die Shortlist

des Deutschen Buchpreises 2010 kam. Sein literarisches Schaffen prägt von Beginn an das Spannungsverhältnis zwischen seinem Leben in Österreich und dem vitalen Interesse für sein Geburtsland Israel. Herkunft, Identität, Zugehörigkeit sind auch die Themen, um die der Roman „Andernorts“ kreist. Auf der Suche nach der so genannten historischen Wahrheit und einer Diskussion über den Umgang mit dem Gedenken bleibt letztendlich die Frage im Raum stehen, ob nicht alle jüdischen Familiengeschichten nach der Shoa auf Herkunftsmythen und Familienlegenden aufbauen. Rabinovici erweist sich in dem Roman nicht nur als Kenner der Materie sondern auch als exzellenter Übertreibungskünstler jüdischen Humors.



© Lukas Beck

Eine eigene Sprache entwickelt **Angelika Reitzer** (Jg. 1971) in ihren Prosatexten. Ihre fragmentarischen, bilderreichen, poetischen Erzählungen, die keiner geraden Linie folgen, lassen sich kaum rational erklären. Ihren endgültigen Durchbruch als Erzählerin scheint Reitzer mit ihrem neulich erschienen Roman „unter uns“ geschafft zu haben, in dem sie sich als subjektive Chronistin der „Generation Praktikum“ erweist, deren Kennzeichen Orientierungslosigkeit, Stumpfsinn, Bequemlichkeit, Perfektionismus und Anpassung sind. Der Roman zeigt ein Panoptikum aktueller Lebenszusammenhänge, die immer wieder das Scheitern an eigenen Ansprüchen und schiefer Selbstwahrnehmung vor Augen führen. So beschreibt Reitzer nicht nur eine Gesellschaft, der verbindliche Wert- und Orientierungsmodelle abhanden gekommen sind, sondern auch funktionierende zwischenmenschliche Beziehungen. Nicht von ungefähr wirbt der Verlag mit der Rubrik „Familienroman ohne Familie“.

<http://angelikaexpress.twoday.net>



© Deuticke / Brasch

**Anna Mitgutsch** (Jg. 1948) ist wohl eine der Frontfiguren der modernen österreichischen Literatur. Die Romane der zum Judentum konvertierten Autorin und Literaturwissenschaftlerin sind überwiegend in jüdischen Milieus angesiedelt und beschäftigen sich oft mit der Diskrepanz zwischen unserer Wahrnehmung und der Wirklichkeit sowie dem Verhältnis zwischen Erinnern und Erfinden. So kann auch ihr aktuelles Buch „Wenn du wiederkommst“ als ein Roman einer möglichen Selbsttäuschung gelesen werden. In dieser „Anatomie der Trauer“ wird eine Frau mit dem plötzlichen Tod ihres Lebenspartners konfrontiert. Der Roman folgt in seiner Gliederung den offiziellen Abschnitten des jüdischen Trauerjahres und aus vielen Erinnerungssplintern, Bildern und vergangenen Augenblicken versucht die Erzählerin, ein abrupt zu Ende gegangenes Leben zu rekonstruieren, Fragen zu beantworten und Verfehlungen zu analysieren.

[www.anna-mitgutsch.at](http://www.anna-mitgutsch.at)



© Deuticke / Brasch

Der in Bulgarien geborene **Dimitr Dinev** (Jg. 1968) verfasst tragische, absurde aber auch humorgeladene Prosa und Dramatik, die oft die Erfahrungen von Menschen im Exil zum Thema haben. Neben Erzählungen und dem großen Roman

„Engelszungen“, der nun auch ins Schwedische übersetzt wird, ist Dinev mit einem Essayband über „Barmherzigkeit“ aktuell, einem Begriff der laut Dinev „völlig aus der Zeit gekommen“ sei, da sich „auf ihm keine Wahlkampagnen aufbauen“ ließen, „geschweige denn gewinnen.“

# ABSCHIED

## von unseren Leserinnen und Lesern

Ganz Europa leidet derzeit unter den Auswirkungen der Finanz-, Wirtschafts- und Schuldenkrise. Während die Wirtschaft sich in den meisten Ländern bereits wieder erholt, kommt die ganze Härte der staatlichen Sparmaßnahmen erst richtig zum Tragen. Zwar können wir nicht erkennen, dass „die Bevölkerung“ zuvor „über ihre Verhältnisse“ in sattem Wohlstand gelebt hätte – vielmehr hat sie durch harte Arbeit stetig das Bruttonationalprodukt gesteigert -, doch müssen wir feststellen, dass sie nun für die Folgen der Kapitalvernichtung aufkommen muss. Nicht nur im Sozial- und Gesundheitswesen gibt es harte Einschnitte, betroffen sind in hohem Maße auch Bildungs- und Kultureinrichtungen. Auch wir sind direkt in Mitleidenschaft gezogen. Das Zentrum für Österreichstudien Skövde, das seit seiner Gründung 1990 kontinuierlich ausgebaut wurde und seinen Tätigkeitsbereich erst von Schweden auf die anderen nordischen Länder und später auch auf das Baltikum ausgedehnt hat, erhält keine Finanzmittel mehr und muss mit Juli 2011 geschlossen werden.

Eine Konsequenz dieser Entwicklung ist die Einstellung der Produktion der Zeitschrift „Ausblicke“. 1995 sind wir mit der ersten Nummer in Druck gegangen, damals ein Wagnis. Seither sind jedes Jahr zwei Nummern erschienen und von der Reaktion der Leserinnen und Leser ermutigt, haben wir an der ständigen Verbesserung dieser Publikation gearbeitet. 2005 wurde die Zeitschrift einem Relaunch unterzogen, um den veränderten optischen Ansprüchen zu genügen und zugleich die inhaltliche Struktur zu erneuern. Die gelungene Neuausrichtung führte auch dazu, dass der Leserkreis über Nordeuropa hinaus international erweitert werden konnte. So haben die „Ausblicke“ auch auf anderen Kontinenten Aufmerksamkeit erregt und teilweise wurden unsere Artikel in anderen Zeitschriften nachgedruckt oder als Impuls für Projekte verwendet. Positiv ausgewirkt hat sich auch, dass wir in den letzten Jahren zunehmend Themen in den „Blickpunkt“ gerückt haben, die in vielen Ländern bereits Eingang in die Curricula und Lehrbücher für Deutsch gefunden hatten. Zu diesen Themen versuchten wir – aus österreichischer Sicht – neue Perspektiven zu entwickeln. Dadurch konnten die „Ausblicke“ auch häufiger im Unterricht Deutsch als Fremdsprache Verwendung finden.

Die für die Produktion und den Vertrieb erforderlichen Finanzmittel waren immer knapp bemessen, Tendenz abnehmend. Viele Produktionsschritte mussten in Eigenarbeit erledigt werden, neben der redaktionellen Tätigkeit wurden wir zu Re-

chercheuren, Verfassern von Artikeln, Fotografen, Layoutern, Verpackungsarbeitern. Und Überredungskünstlern. Fast alle unsere Autorinnen und Autoren haben uns ihre Beiträge und Artikel, oft auch Fotos, kostenlos zur Verfügung gestellt. Sie haben ihre Zeit, ihr Wissen und Können im Interesse der LeserInnen aufgewendet. Dafür können wir Ihnen gar nicht genug danken.

Liebe Leserinnen und Leser, es fällt uns sehr schwer, nun von Ihnen Abschied zu nehmen. Durch Ihre Anregungen, Ihre Kritik und Ihr Lob haben wir viel gelernt. Jede Rückmeldung war ein Ansporn für uns und über jeden persönlichen Kontakt haben wir uns gefreut. Ja, wir können sagen, wir haben gerne für Sie gearbeitet.

Wir möchten Ihnen noch ein paar Tipps geben, woher Sie künftig Informationen aus/über Österreich beziehen können:

[www.kulturundsprache.at](http://www.kulturundsprache.at) Webseite des Referats „Kultur und Sprache“ im Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur in Wien. Aktuelle Fortbildungsangebote im In- und Ausland, Lehrmaterialien, Projekte, Büchertipps, Österreich-Links.

[www.oesterreichportal.at](http://www.oesterreichportal.at) Plattform für den Deutschunterricht. Landeskundepakete für den Unterricht.

[www.iz.or.at](http://www.iz.or.at) und [www.schule.at](http://www.schule.at) Für Schulkontakte und Schulpartnerschaften mit Österreich.

[www.zis.at](http://www.zis.at) Verein zur Förderung der Nutzung von Zeitungen in der schulischen Ausbildung. Links zu Zeitungen in Österreich und in Europa.

Wenn Sie Informationen und Auskünfte über Österreich bzw. Kontakte nach Österreich suchen, können Sie sich selbstverständlich auch an die Österreichische Botschaft in Ihrem Land wenden.

Liebe Leserschaft, wir danken Ihnen für Ihr Interesse und Ihr Wohlwollen!

*Ihre Redaktion*



Zum Abschied möchten wir Ihnen noch ein aktuelles Projekt vorstellen, das uns beeindruckt hat: „Die Allee der Gerechten“

2003 wurde das schulische Zeitgeschichte-Projekt „A letter to the stars“ initiiert, an dem bisher über 50.000 SchülerInnen und einige hundert LehrerInnen teilgenommen haben. Es wurde eine intensive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit geführt, tausende Lebensgeschichten von österreichischen Opfern und Überlebenden des NS-Regimes wurden recherchiert. Die tragischen Schicksale dieser Menschen wurden der Öffentlichkeit in Gedenkveranstaltungen und mit verschiedenen Aktionen in Erinnerung gerufen.

Ende April / Anfang Mai 2011 wurde die Wiener Ringstraße zwischen Oper und Burgtheater zur „Allee der Gerechten“ umgestaltet. Auf zahlreichen Transparenten und mit großen dreidimensionalen Lettern an den historischen Zäunen wurden Namen und Taten von 88 ÖsterreicherInnen vorgestellt, die während des Nationalsozialismus Menschen vor der Ermordung durch die Nazis gerettet oder zu retten versucht haben. Die Aktion zollt diesen Personen, ihrem Mut und ihrer Menschlichkeit Tribut und will zur Zivilcourage gegen Gewalt und Rassismus ermutigen.





## Europäisches Jahr der Freiwilligentätigkeit: Darum geht's!

Anton Hörting

Das Europäische Jahr der Freiwilligentätigkeit zur Förderung der aktiven Bürgerschaft (EJF 2011) wurde offiziell mit der Entscheidung des Rates vom 27. November 2009 ausgerufen. In der Europäischen Union sind rund 94 Millionen Menschen über 15 Jahren, das sind rd. 23 %, ehrenamtlich tätig. Diese Menschen stellen einen nicht wegzudenkenden Faktor im sozialen und gesundheitlichen, kulturellen und sportlichen Leben der europäischen Länder dar.

### Konkrete Ziele im Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit

Der Europäischen Union ist die Förderung des freiwilligen Engagements ein besonderes Anliegen: Denn freiwilliges Engagement ist eine wichtige Grundlage für aktive Bürgerbeteiligung und eine lebendige Demokratie. In der Freiwilligenarbeit werden wichtige europäische Werte, wie Solidarität und Nichtdiskriminierung, tagtäglich gelebt. Freiwilliges Engagement ermöglicht den Menschen neue Lernerfahrungen. Vor allem soziale Kompetenzen werden eingeübt und trainiert. Das ist nicht nur in der Berufswelt von Vorteil, sondern verbessert auch die soziale Qualität einer Gesellschaft.

Mit dem Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit will die EU einen kräftigen Impuls setzen, um in allen EU-Staaten die Voraussetzungen für freiwilliges Engagement zu verbessern und auf die große Bedeutung von Freiwilligenarbeit aufmerksam zu machen.

Die EU verbindet mit dem Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit **konkrete Ziele**:

1. Günstige Rahmenbedingungen schaffen: Verschiedene Hindernisse für Freiwilligentätigkeit sollen beseitigt werden.

2. Qualität von Freiwilligentätigkeit sichern: Freiwilligenorganisationen sollen dabei unterstützt werden, auch neue Formen von Freiwilligentätigkeiten anzubieten. Die Zusammenarbeit und Vernetzung zwischen zivilgesellschaftlichen Organisationen soll gefördert werden.
3. Kompetenzen anerkennen: Die in der Freiwilligentätigkeit trainierten fachlichen und sozialen Kompetenzen sollen anerkannt werden – im Interesse von Einzelpersonen, Unternehmen und von Organisationen, die Freiwillige ausbilden.
4. Wert der Freiwilligentätigkeit aufzeigen: Die breite Öffentlichkeit soll darauf aufmerksam gemacht werden, wie wichtig freiwilliges Engagement für den sozialen Zusammenhalt ist.

### Freiwilliges Engagement in Österreich

Freiwilliges Engagement ist in der österreichischen Bevölkerung fest verankert. Während im EU-Durchschnitt rund 23 Prozent der Europäerinnen und Europäer ab 15 Jahren ehrenamtlich tätig sind, sind es in Österreich 43,8 Prozent. Das entspricht einem Anteil von rund 3 Millionen Menschen (ab 15 Jahren), die insgesamt rund 14,7 Millionen Stunden pro Woche an Freiwilligenarbeit erbringen. Der Männeranteil liegt dabei insgesamt bei 47,1%, der Frauenanteil bei 40,7%.

Die Motive für freiwilliges Engagement sind sehr vielfältig (siehe Abbildung „Motive für freiwilliges Engagement in Österreich“). Das Motiv „macht Spaß“ steht im Vordergrund. Nahezu ebenso großen Zuspruch bei den Befragten findet das altruistische Motiv „anderen damit zu helfen“. Auch „Menschen treffen“ und „eigene Fähigkeiten einbringen“ spielen eine große Rolle.

Als Hindernisgründe für freiwilliges Engagement wird die Auslastung mit familiären Aufgaben am häufigsten genannt. 58,4 % der nicht freiwillig Engagierten geben aber an, niemals gefragt oder gebeten worden zu sein. 45,5 % stimmten zu, nie darüber nachgedacht zu haben,



#### Anton Hörting

Mag. Anton Hörting ist Leiter der Abteilung für Grundsatzangelegenheiten der SeniorInnen-, Bevölkerungs- und Freiwilligenpolitik im Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz in Wien



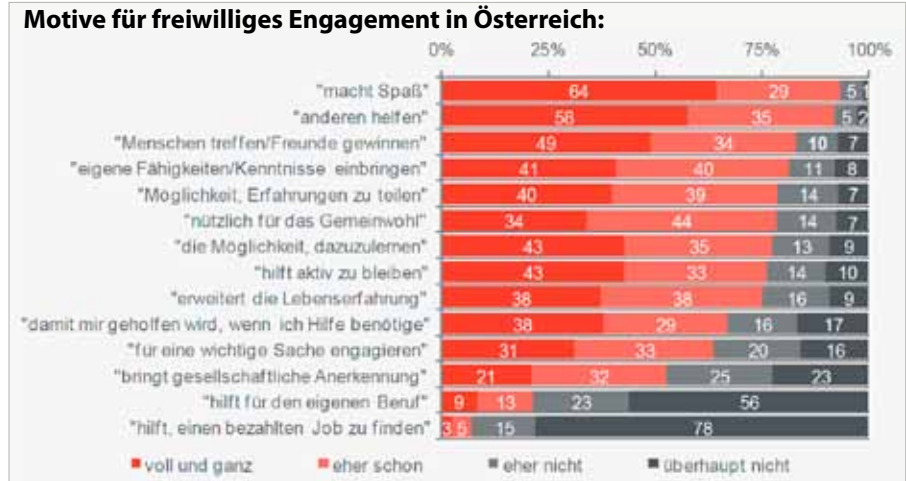


eine ehrenamtliche Tätigkeit zu beginnen. Hierbei lässt sich ein Hinweis darauf erkennen, dass durchaus ein Potenzial an Freiwilligen vorhanden ist, welches durch mehr Information oder persönlichen Kontakt aus dem eigenen Umfeld aktiviert werden könnte.

Die Leistungen, die die Freiwilligen in Österreich neben ihrer Erwerbsarbeit, ihrer Ausbildung oder in ihrem Ruhestand erbringen, sind umfangreich und zusätzlich und erfolgen in den unterschiedlichsten Bereichen (siehe die Tabelle „Struktur und Volumen der formellen Freiwilligentätigkeit in Österreich“).

## Das EJF 2011 in Österreich

Um diese guten Voraussetzungen auch optimal zu nutzen, finden in Österreich im Rahmen des Europäischen Jahres der Freiwilligentätigkeit zahlreiche Maßnahmen und Initiativen statt. Damit sollen die Rahmenbedingungen für freiwilliges Engagement weiter verbessert werden. Die Unterstützung von Freiwilligenorganisationen bei Management und Qualitätssicherung durch Plattformen und Kooperationen steht ebenso am Programm wie die formale Anerkennung freiwilliger Tätigkeiten. Der große Stellenwert von Freiwilligenarbeit für Lebensqualität und sozialen Zusammenhalt soll öffentlich besser sichtbar gemacht werden. Wichtige Maßnahmen im Jahr 2011 zur Erreichung dieser Ziele sind u.a.:



(Quelle: Freiwilliges Engagement in Österreich, 1.Freiwilligenbericht, Mikrozensus-Zusatzerhebung (2006))

## Struktur und Volumen der formellen Freiwilligentätigkeit in Österreich

Bereich	Freiwillig Tätige insgesamt in 1.000	Durchschnittliche Stunden/Woche
Kunst, Kultur, Unterhaltung und Freizeit	516,5	3,4
Sport und Bewegung	474,7	3
Kirchlicher od. religiöser Bereich	428,5	2,4
Katastrophenhilfs- und Rettungsdienste	413,2	3,8
Politische Arbeit und Interessensvertretung	242,2	2,6
Sozial- und Gesundheitsbereich	227,9	2,5
Umwelt, Natur und Tierschutz	176,4	2
Bildung	174,3	1,7
Bürgerliche Aktivitäten und Gemeinwesen	146	1,9

- Freiwilliges Engagement braucht verlässliche rechtliche Rahmenbedingungen. Mit einem Österreichischen Freiwilligengesetz soll u.a. das Freiwillige Sozialjahr auf eine neue Basis gestellt werden.
- Freiwilligenplattformen: Österreichs Freiwilligenzentren vermitteln Freiwillige und beraten Freiwillige. Sie vernetzen Organisationen auf regionaler und lokaler Ebene.
- Freiwilligenweb.at: Österreichs erste Internet-Adresse für freiwilliges Engagement [www.freiwilligenweb.at](http://www.freiwilligenweb.at) dient im Europäischen Jahr als zentrale Info- und Vernetzungsplattform – und wird laufend erweitert.
- Imagekampagnen: In Partnerschaft mit Printmedien, Hörfunk und Fernsehen sollen Wert und Bedeutung der freiwilligen Tätigkeiten hervorgehoben werden. Auch eine Web 2.0-Initiative widmet sich freiwilligem Engagement. Die Imagekampagne „Freiwillig. Etwas bewegen“ nützt

soziale Netzwerke, um freiwilliges Engagement zu fördern. Videos und Geschichten von und über Freiwillige werden das ganze Jahr gesucht und zum Abschluss des Freiwilligenjahres prämiert.

- Freiwilligen-BotschafterInnen: Hochkarätige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens stellen sich als Freiwilligen-BotschafterInnen in den Dienst des Europäischen Jahres – und machen Stimmung für freiwilliges Engagement.
- Freiwilligentag – am 17./18. Juni: Beim „Tag der Freiwilligentätigkeit“ am 17./18. Juni stehen Freiwilligenorganisationen in ganz Österreich Interessierten für Auskünfte und zum Kennenlernen zur Verfügung
- Workshops für ältere Menschen: 30 Workshops in Gemeinden und Städten motivieren Menschen nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben zu freiwilligem Engagement – und erleichtern den Einstieg in die Freiwilligenarbeit.

**Volunteer. Make a difference!**  
**Freiwillig. Etwas bewegen!**  
[www.freiwilligenweb.at](http://www.freiwilligenweb.at)



- Kommunale Freiwilligenagenda: Im Rahmen der Kommunalen Agenda Freiwilligentätigkeit 2011 erhalten Städte und Gemeinden fundierte Information und werden dabei unterstützt, freiwilliges Engagement gezielt zu fördern.
- Freiwilligenpass: In der Freiwilligenarbeit werden viele fachliche und soziale Kompetenzen informell erworben – im Freiwilligenpass werden freiwillige Einsätze dokumentiert, im Nachweis über freiwillige Tätigkeiten werden Kompetenzen festgehalten. Das bringt gerade jüngeren Freiwilligen Vorteile in der Arbeitswelt.
- TrigOS-Preis: Mit diesem Preis werden Betriebe und Organisationen ausgezeichnet, die bei der Personalauswahl in der Freiwilligenarbeit erworbene Kompetenzen anerkennen.
- Wanderausstellung "VORHANG AUF! Die vielen Gesichter freiwilligen Engagements": Mehr als 100 Fotografien und Statements zeigen, wie vielfältig, spontan und lustvoll die Begegnung zwischen Menschen ausfallen kann – und wie bereichernd dies für beide Seiten ist. Darüber hinaus vermittelt die Ausstellung wie unterschiedlich und ungewöhnlich sich freiwilliges Engagement heute entfaltet.

### Freiwilliges Engagement kennt kein Alter

Freiwilliges Engagement ist von hoher gesellschaftspolitischer Relevanz. Der soziale Zusammenhalt wird gestärkt. Neben einer erfolgreichen Beschäftigungspolitik und einem wirksamen Sozialstaat mit Rechtsansprüchen ist freiwilliges Engagement ein ganz wesentlicher Bestandteil unseres Gesellschaftsmodells. Freiwilliges Engagement ist jedoch kein Ersatz für Arbeitsplätze. Vielmehr ist ein hohes Maß an bezahlter Beschäftigung und sozialer Sicherheit die beste Voraussetzung für freiwillige Betätigung.

### Neue Perspektiven für junge Menschen

Dass freiwilliges Engagement neue Perspektiven eröffnet, gilt besonders für junge Menschen. Denn für sie ist Freiwilligenarbeit nicht nur ein interessanter Ausgleich neben Bildung und Beruf, sondern eine spannende Chance sich neue Kompetenzen anzueignen. Immer mehr Unternehmen berücksichtigen freiwilliges Engagement bei Bewerbungen. Eine Erhebung unter österreichischen Betrieben im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz zeigt: 93 Prozent der Unternehmen erklären, dass man sich bei freiwilligen Tätigkeiten Erfahrungen, Fähigkeiten und Fertigkeiten aneignen kann, die auch für den Beruf einen Nutzen bringen.

Untersuchungen zeigen, dass in der Freiwilligenarbeit vor allem Fähigkeiten wie Verantwortungsbereitschaft, rhetorische Fähigkeiten, organisatorisches Talent, Teamfähigkeit oder Führungsqualität trainiert werden.

### Auch im Alter aktiv

Mit ihrem freiwilligen Engagement zeigen ältere Menschen, dass sie in unserer Gesellschaft nicht zum „alten Eisen“ gehören. In vielen Bereichen des Freiwilligenwesens leisten sie einen enormen Produktivitätsbeitrag für die Gesellschaft – und erhöhen durch ihr aktives Altern auch ihre persönliche Lebensqualität.

Gerade das Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden, muss für ältere Menschen nicht sein. Freiwilliges Engagement kann für ältere Menschen spannende Aufgaben und Herausforderungen bieten, die Sinn stiften und Selbstverwirklichung fördern. Freiwilliges Engagement kann aber auch soziale Integration fördern und bedeuten. Freiwilliges Engagement kann darin unterstützen, ein aktives gesellschaftliches Leben zu führen. Die Chancen des aktiven Alterns stellt die EU übrigens im Europäischen Jahr 2012 in den Mittelpunkt.

### Dank

Österreich ist stolz auf seine vielen Freiwilligen und ihre Leistungen für die Gesellschaft. Und Österreich möchte gerade das EJF2011 zum Anlass nehmen, seine vielen Freiwilligen vor den Vorhang zu stellen und ihnen zu danken.

### Kontakt und weitere Information

#### Mag. Anton HÖRTING

Abt. V/6: Grundsatzangelegenheiten der Senior/inn/en-, Bevölkerungs- und Freiwilligenpolitik  
Abteilungsleiter  
Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz  
Stubenring 1, 1010 Wien  
Tel.: +43 1 71100 - 3270  
e-mail: anton.hoerting@bmask.gv.at  
Freiwillig. Etwas bewegen!  
[www.freiwilligenweb.at](http://www.freiwilligenweb.at)



Europäisches Jahr der Freiwilligentätigkeit 2011



## Bilder vom „Morbus austriacus“.

Marcus J. Carneys Film  
*The End of the Neubacher Project*

Manfred Mittermayer

**Manfred Mittermayer**  
arbeitet am Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie und lehrt an der Universität Salzburg; Arbeitsschwerpunkte: österreichische Literatur und Film; v.a. zahlreiche Bücher, Aufsätze und Ausstellungen über Thomas Bernhard

### 1.

Einer der bemerkenswertesten neueren Dokumentarfilme, die sich mit historisch-biographischen Themen aus Österreich beschäftigen, ist *The End of the Neubacher Project* (A/NL 2006) von Marcus J. Carney.

An den Beginn seines Films stellt Regisseur Carney Friedrich Heers Diagnose eines spezifischen „Morbus Austriacus“, die in Bezug auf den von Verdrängung und Verleugnung gekennzeichneten österreichischen Umgang mit den schuldbeladenen Kapiteln der historischen Vergangenheit gefällt wurde. Ausgehend von diesem Befund, beschäftigt sich Carney mit der Geschichte seiner Familie, vor allem mit deren mütterlicher Seite, und erschließt dabei eine familiäre Entwicklung, die zutiefst von den Einwirkungen des Nationalsozialismus geprägt ist.

Carneys Großonkel Hermann Neubacher war von März 1938 bis Dezember 1940 Wiener Bürgermeister, anschließend NS-Sonderbeauftragter Südost; Carneys Großvater Eberhard Neubacher, ein passionierter Jäger, wurde nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs ans Großdeutsche Reich zum Direktor des Lainzer Tiergartens ernannt; seine Frau, Carneys Großmutter, profitierte u. a. als neue Besitzerin eines arisierten Parfümerieladens vom NS-System.

Der Film ist eine komplexe Montage aus familiärem Foto- und Filmmaterial, aus historischen Aufnahmen, aber vor allem aus Interviews mit Familienangehörigen. Neben der Großmutter, die noch immer mit dem Nationalsozialismus sympathisiert, und Onkel Gernot, einem Bundesheeroffizier und begeisterten Jäger wie sein Vater, befragt Carney hauptsächlich seine Mutter, mit der ihn eine überaus schwierige Beziehung verbindet. Sie ist eine Ärztin, die als junge Frau in einer US-amerikanischen Klinik gearbeitet und dort einen amerikanischen Kollegen geheiratet hat – trotz der (im Film rekapitulierten) Drohung ihres Vaters, wenn sie einen Amerikaner oder Juden heirate, werde er sie erschießen. Carney, Sohn der beiden, österreichischer und US-amerikanischer Staatsbürger, hat seinen mittlerweile von der Mutter getrennten Vater erst mit 18 Jahren, gegen ihren Willen, kennengelernt.

Während der Entstehungszeit des Films (der Produktionsprozess umfasste insgesamt acht Jahre) brach die nicht geplante und nicht planbare Realität in den Produktionsprozess ein: Nicht nur die Großmutter starb. Auch die Mutter erkrankte an Krebs und erlag nach etwa einem Jahr ihrer Krankheit, die im fertigen Film in teilweise drastischen Bildern von Anfang an präsent ist. Eine der letzten Sequenzen bildet die Totenrede Carneys beim Begräbnis der Mutter, in der er schonungslos die Traumata innerhalb seiner Familie benennt. Es ist dies gleichzeitig der rhetorische Rahmen, der

den Film zusammenhält: Zu Beginn ist die öffentliche Vorstellung des Projekts zu sehen, in der Carney seine ursprüngliche Konzeption beschreibt – am Ende steht die Urform des Biographischen: das Totengedenken, die „Urszene der Erinnerungskultur“, wie sie Jan Assmann genannt hat.

### 2.

Marcus J. Carneys Film ist eine spannende Mischung aus biographischer und autobiographischer Auseinandersetzung mit einem familiären Entwicklungszusammenhang.

Er ist zum einen die Biographie von Carneys Mutter. Dabei macht der Regisseur zum konstitutiven Merkmal seines Films, was in der theoretischen Diskussion über Biographien seit längerer Zeit ein intensiv besprochenes Thema darstellt: Wieweit ist der Biograph in der Lage, ein objektives, von seinen eigenen Wahrnehmungsvoraussetzungen freies Bild einer fremden Lebensgeschichte zu zeichnen?

Zumindest im vorliegenden Fall ist der Biograph mit Sicherheit kein objektiver Protokollant des zu rekonstruierenden Geschehens. Der Film ist nämlich zum anderen – das zeigt schon die erste Einstellung, eine Aufnahme des sich selbst im Spiegel filmenden Regisseurs – auch eine Autobiographie. Der Regisseur des Films ist selbst einer der Protagonisten, er verhandelt nicht nur die Lebensgeschichte seiner Mutter, sondern auch die eigene. Er macht sich auf die Suche nach der eigenen Herkunft, es geht ihm um einen Anschluss an die für ihn relevanten familiären Entwicklungslinien. Die Hauptpersonen des Films seien seine Mutter und er, sagt Carney ausdrücklich. Und er nennt sein „Neubacher Project“ eine doppelte Coming-of-age-Geschichte: nicht nur seine eigene, sondern auch die seiner Mutter.

In seiner Arbeit geht Carney von einem systemischen Ansatz aus, wie er sagt. Er sieht – durchaus in Übereinstimmung mit Überlegungen zur Biographie – das individuelle Leben nicht isoliert. Die Existenz des Einzelnen steht in einem vielfältigen Netz der Bezüge zu anderen Lebensläufen, von denen es nicht abgetrennt werden kann, deren Einwirkungen und Einflüsse auf die eigene Entwicklung bei allen biographischen Darstellungen mit bedacht werden müssen. „Die Kette der Generationen ist nicht die Kette deines Wesens und doch sind Beziehungen vorhanden. Welche?“ fragt sich Franz Kafka.

### 3.

Bereits in der Eingangssequenz des Films werden (neben den angesprochenen Aspekten) die zentralen Themen und Motive, um die der Film in der Folge kreisen wird, vorgestellt. Dazu gehört vor allem der Komplex der Krankheit, der zunächst durch die Profession der Mutter präsent ist – wir sehen sie in ihrer Rolle als Ärztin im Umgang mit



Mutter und Marcus © Extrafilm GmbH



Mutter und Großmutter © Extrafilm GmbH

einer Patientin. Er wird aber sogleich auch metaphorisch in der Charakterisierung des bereits zitierten „Morbus austriacus“ angesprochen – in der von Friedrich Heer gefassten Variante: als Obrigkeitshörigkeit, als Unfähigkeit historische Tatsachen anzuerkennen, und als Verleugnung von Verantwortung.

In einem harten Schnitt ist erneut die Mutter zu sehen, nun aber schwer krebserkrankt und körperlich entstellt; zu den Zumutungen des Films gehört auch die schonungslose Darstellung von realer Krankheit und ihren Auswirkungen auf den menschlichen Körper. Bemerkenswert ist die Verbindung, die hier hergestellt wird – zwischen dem historischen Erbe, dem „Morbus austriacus“ in der Neubacher'schen Variante, und der körperlichen Erkrankung der Mutter, die dieses Erbe offensichtlich nicht bewältigen konnte: In der chinesischen Medizin, so Carney aus dem Off, und so wird er es auch am Ende des Films in seiner Totenrede formulieren, in der chinesischen Medizin gelte die Lunge als Organ der Trauer – jenes Organ, in dem die tödliche Krebserkrankung der lebenslangen Nichtraucherin ausgebrochen ist.

In einer der frühesten Einstellungen zeigt der Film Bilder von einer Jagd, wobei wir den Onkel Carneys zu sehen bekommen, den Sohn Eberhard Neubachers. Später werden wir hören: Er war die einzige „positive männliche Bezugsperson“ seiner Kindheit, deren Stelle – laut Mutter – durch das Fehlen des Vaters nicht besetzt war.

Die Jagd als Tätigkeit, deren Stellenwert in der Neubacher Familie stets besonders hoch war, wird an historische Assoziationen angeschlossen, an die Tätigkeit des Großon-

kels Neubacher in der nationalsozialistischen Zeit, die auch Kontakte mit der Hirtenberger Patronenfabrik umfasste.

Aber sie lässt sich in überraschender Weise auch symbolisch mit der ebenfalls recht aggressiven Aktivität des Filmemachers selbst in Verbindung bringen: „Die Kamera bekommt etwas Waffenartiges, und ich wiederum etwas Neubacherisches“, sagt Carney, wenn er seinen Umgang mit der Mutter kommentiert.

#### 4.

Zwei besonders irritierende Szenen zeigen das Neubacher-Projekt der Verdrängung am Beispiel jener Menschen, die für den heranwachsenden Marcus Carney besonders wichtige familiäre Bezugspersonen gewesen sind.

Da ist zum einen Onkel Gernot: der schon erwähnte Bundesheeroffizier und Jagdfanatiker. Als ihn sein Neffe, der Regisseur, fragt, wie seine Haltung gegenüber der Zeitgeschichte und dem Umgang mit ihrer Hinterlassenschaft aussieht, sagt er unverblümt, dass er persönlich nie das Gefühl gehabt habe und auch nie haben werde, er müsste sich für irgendetwas „schämen“, was ein Neubacher angestellt habe. „Es war nichts da, was man bewältigen hätte müssen.“ Auf die Frage nach der Einstellung gegenüber Juden, die in seiner Familie geherrscht habe, meint er schlicht: „Das Problem Jude war kein Problem für uns.“ Und als Carney von ihm wissen will, wie man mit der Anzahl an ermordeten Juden zu Recht komme, antwortet der Onkel vor der Kamera – repräsentativ für bekannte Argumentationsmuster: „Man glaubt es nicht. Ich glaub' die Zahl sechs Millionen bis heute nicht. Sechs Millionen – die

hat's nicht gegeben.“ Wo hätte man in Europa sechs Millionen Juden hergebracht, von denen außerdem jetzt noch welche leben? Das sei „rein logisch nicht fassbar“.

Eine zweite Variante von Carneys filmischer Demonstration weithin gebräuchlicher Verdrängungsstrategien enthält sein Interview mit der Großmutter, die er danach fragt, ob sie die Gegenwart für eine bessere Zeit halte als die Vergangenheit: Sie wisse es nicht, antwortet sie, und sie dürfe es auch nicht sagen, „weil sonst sagen's, ich bin eine Nazi“. Ihr sei es gut gegangen – und wenn man sage, dass es früher jemandem nicht gut gegangen sei, „waren das die Juden“, fügt sie hinzu. Aber: „War das gut, oder war das schlecht? Das weiß ich nicht.“ Diesmal arbeitet der Enkel mit klassischen Mitteln der Dokumentation: mit authentischen Materialien aus dem Arisierungsvorgang, mit dessen Hilfe sich seine Großmutter in den Besitz eines vormals jüdischen Parfümerieladens gebracht hat. Zuletzt schneidet er wieder zurück auf die konkrete Person kurz vor ihrem Tod, deren Präsenz als Mitglied seiner Familie für ihn letztlich das primäre Erlebnis dieses Menschen bedeutet hat. Die Dokumente aus der Vergangenheit, die er recherchiert hat, kann er nur der Lebens- und Sterbensgeschichte der alten Frau, deren Zeuge er geworden ist, gegenüberstellen, ohne diesen Widerspruch jemals auflösen zu können – im Film genauso wenig wie im Leben.

#### 5.

Bemerkenswert ist der Wahl der Erzählsprache, die Carney getroffen hat. Von Beginn an, auch z. B. bei der dokumentarischen Rekonstruktion der Vergangenheit seiner



Mutter



Vater

Großmutter, verwendet Carney, wenn er den Film als Erzähler aus dem Off kommentiert, grundsätzlich die englische Sprache. Der Gedanke liegt nahe, dass der Regisseur hier bewusst eine Sprache von außerhalb des österreichischen Kontexts verwendet, wenn er sich der schwierigen familien- und allgemeineschichtlichen Materie annähern will. Der Angehörige zweier Kulturen, der österreichische und US-amerikanische Staatsbürger, begibt sich gewissermaßen auf seine amerikanische Seite und beschäftigt sich von dort aus mit seinem österreichischen Erbe. Insofern ist der Film ein Werk, das sich auf vielschichtige Weise zwischen zwei kulturellen Kontexten hin- und herbewegt, indem es deren unterschiedliche Perspektive auf die familiäre sowie die politisch-historische Wirklichkeit konfliktreich zusammenführt. Dabei geht es freilich nicht um die Verschmelzung zweier Kulturen, sondern die eine, die US-amerikanische Identität, wird zum Ausgangspunkt für die Konfrontation mit der anderen, der österreichischen.

Eine andere Interpretation könnte jedoch eine weitere entscheidende familiäre Beziehung des Regisseurs mit einbeziehen. Es scheint, als erzählte Carney den Film seinem US-amerikanischen Vater – ein Gedanke, den er in einem öffentlichen Gespräch durchaus als möglichen Zugang zu seiner Position als Biograph bzw. Autobiograph einräumte (s. u.). In der Tat wird sein Vater ins Erzählgefüge des Films integriert: Carney befragt ihn in den USA, genauer in New York City. Seine Aussagen montiert der Sohn zwischen die Gesprächsausschnitte, in denen ihm seine Mutter das Zustandekommen ihrer kurzen Beziehung mit seinem Vater schildert. Und so führt die Parallelmontage die beiden

getrennten Partner zusammen, den Vater und die Mutter, die im Leben nicht mehr zusammen kommen wollen. Die filmische Schnitttechnik schafft noch einmal jene Verbindung, die in der Realität nicht geglückt ist.

Gleichzeitig macht sie die Unterschiede deutlich. So etwa, wenn Carney den Zufall nützt, dass er ausgerechnet in jenem Moment ein Interview mit seinem Vater aufnimmt, als im Hintergrund des Bildes die brennenden Twin Towers nach dem Terrorattentat vom 11. September 2001 in Manhattan zu sehen sind. Diesmal äußert sich der Vater nicht über seine ehemalige österreichische Ehefrau, sondern über die US-Politik – über die von ihm befürchtete Reaktion der Bush-Administration. Der aktuelle Präsident werde das amerikanische Volk in eine sinnlose Mobilmachung treiben, vermutet er, und er übt heftige Kritik am Umgang der US-Amerikaner mit politischen Krisensituationen. Carney gibt an, er habe mit dieser durchaus überraschenden Bezugnahme auf 9/11 ein positives Vater-Bild zeigen wollen – eine Alternative zum „Neubacher Project“ sozusagen, eine vorzeigbare „männliche Bezugsfigur“.

Nach dieser kurzen Einstellung sitzen Mutter und Sohn jedoch vor der Fotowand, die sie im Zuge der Filmarbeit eigens in ihrer Wohnung aufgebaut hat. Carney erinnert sie an seinen Wunsch, sich zusammen mit seinem Vater fotografieren zu lassen – er habe kein Bild von sich gemeinsam mit seinen Eltern. Sie lehnt diesen Wunsch endgültig ab; ihre Begründung: „Wir sind keine Familie“.

Am Ende des Films greift Carney auf Bilder aus einem Super-8-Film zurück, der auch

zuvor bereits in Ausschnitten zu sehen war. Er hat ihn kurz vor dem Tod seiner Mutter von ihrer Freundin bekommen: Darin ist ein Moment festgehalten, als sein Vater und Mutter glücklich zu sein schienen. Neben ihnen freuen sich ein Kind und ein Hund offensichtlich ihres Lebens.

Das Kind ist allerdings nicht ihr Sohn, und auch der Hund gehörte nicht ihnen. Das Bild, das den Film abschließt, bleibt ein Wunschbild – die Wiedergabe dessen, was seine Mutter immer gerne gehabt hätte, so Carney in seinem Kommentar: eine intakte Familie.

## Quellen

Marcus J. Carneys Kommentare zu seinem Film sind ausführlich nachzulesen in einem Interview des Verfassers:

Als Kind wollte ich immer Neubacher heißen. Marcus J. Carneys Film *The End of the Neubacher Project* (A/NL 2006). Manfred Mittermayer im Gespräch mit dem Regisseur (25. November 2007). In: *Ikonen Helden Außenseiter. Film und Biographie*. Hg. v. Manfred Mittermayer, Patric Blaser, Andrea B. Braidt und Deborah Holmes. Wien: Zsolnay 2009, S. 195-205.

Zum Film außerdem:  
<http://www.neubacherproject.com>

B



bm:uk

Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur – Wien, Österreich



Skövde kommun, Utbildningskontoret, 541 83 Skövde, Schweden

Tel. +46-500-49 76 81, eMail: [gerd.hollenstein@skovde.se](mailto:gerd.hollenstein@skovde.se)

[www.his.se/hogskolan/organisation/institutioner/iki/osterrikecentrum/aktuelles/](http://www.his.se/hogskolan/organisation/institutioner/iki/osterrikecentrum/aktuelles/)

ISSN 1652-294X